Kaspar Hauſer

oder

die richtige Enthüllung der Geheimniſſe über Hauſers Herkunft, die Urſache ſeiner Einſperrung, Dauer derſelben, Zergliederung und Bedeutung des an den k. b. Rittmeiſter mitgebrachten Briefes, nähere Bezeichnung des Mannes, der Hauſer als Kind erhalten, und ihn dann als Jüngling nach Nürnberg zurückgebracht hat, Hauſers weitere Verhältniſſe zu Nürnberg bis zum Mordverſuch, endlich Lord Stanhopes erſtes Erſcheinen in dieſer Zeit zu Nürnberg, und die Beſprechung ſo wie die Veranſtaltungen zu den von ihm im Verlaufe der Zeit geſpielten Intriguen.

Herausgegeben

von

W. C. Gr. v. A.

Erſtes Bändchen.

Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage.

München, 1839.
bei Ernſt Auguſt Fleiſchmann.

Bavar. 1208 p

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

B55

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

In nachfolgender Schrift iſt über den unglücklichen Nürnberger Findling, Kaspar Hauſer, ſo viel enthalten, als, ohne den Gang der Gerichte zu ſtören, von dieſer traurigen Geſchichte bis jetzt veröffentlicht werden kann. So unerwartet für unſere Zeiten ſolch eine Begebenheit ſich ereignen konnte, ſo iſt es dennoch beruhigend, daß die Juſtiz unausgeſetzt dieſe Sache verfolgt, und daß durch die allerhöchſte Gerechtigkeitsliebe Seiner Majeſtät des Königs von Bayern Licht in dieſes Dunkel kommen werde.

Mögen die Schuldigen ſich für überzeugt halten, daß ihre ſo fein geſponnenen und dicht verſchleierten Handlungen, welche bis jetzt durch ihre Bemühungen auf alle nur mögliche Weiſe unterdrückt wurden, gewiß recht bald enthüllt und an das Licht gebracht werden dürften.

Wenn gleich der Verlauf von einigen Jahren die Unterſuchung jetzt ſehr erſchwert, ſo dürfte ſie jedoch, richtig geführt, zu einer völligen Aufklärung führen. Die Unſchuld und die Wahrheit wird doch über die Verläumdung und Bosheit endlich ſiegen, dieſelbe beſchämen, den ſo lange unmenſchlich mißhandelten, dann zuletzt grauſam ermordeten Jüngling in das klare Licht ſtellen, und die Welt überzeugen, daß er unſchuldig und ungerecht gelitten habe.

Der Herr Juſtizrath Schmidt von Lübeck äußerte ſich in ſeiner Schrift: (2tes Heft 1832) „Wir können uns den Wunſch und die Hoffnung nicht verſagen, daß die Unterſuchung zur Entdeckung des Geheimniſſes auch in Abweſenheit des Jünglings fortgeführt werden möge ꝛc.“ —

(Damals hat Lord Stanhope den Hauſer mit ſich nach England nehmen wollen, welches dann aber unterblieb, und der Mord ſpäter darauf erfolgte.)

Die Unterſuchung ward dann nach ſeinem Ableben deſto eifriger verfolgt, aber Alles vergebens, auch die ſo große Summe, welche zur Belohnung von Seiner Majeſtät dem Könige darauf geſetzt wurde, hat nicht gefruchtet; denn für jeden Uneingeweihten in dieſer Sache war der Schleier zu dicht gezogen, daher waren alle Mitwiſſende geſichert, daß nichts herauskommen könne, und von den Mitſchuldigen hat Niemand etwas verrathen dürfen, weil ſie alle ſtrafbar waren.

Auch hat Herr Schmidt von Lübeck die Hoffnung gehegt, daß noch nicht Alles verloren ſey, und wenn auch Alles fehl ſchlüge, vertraute er auf den allmächtigen Zufall, dem keine Ferne zu fern, keine Höhe zu hoch, und kein Schacht zu tief iſt. — Und wirklich durch Zufall, dann durch emſige Nachforſchungen iſt es jetzt ſo weit gekommen, daß der Juſtiz die Ergründung dieſes Geheimniſſes nicht mehr ſchwer werden wird, wenn dieſelbe, was ſich auch nicht anders erwarten läßt, mit wahrem Ernſte und ohne alle Partheilichkeit in dieſer Sache handeln wird. —

Der merkwürdigſte Tag in der kurzen, aber geheimnißvollen Lebenszeit des bedauerungswürdigen, höchſt unglücklichen Nürnberger Findlings, Kaspar Hauſer, war der 26. Mai des Jahres 1828, wo derſelbe zum zweitenmale das Tageslicht erblickte.

Das erſtemal war es in der Stunde ſeiner Geburt, wo er, ſo wie alle neugebornen Kinder, desſelben theilhaftig wurde, und es in ſeiner allererſten Jugend glücklich und herrlich bis zu ſeiner Einſperrung genoſſen hatte; das zweitemal aber erſchien ihm die Sonne in ihrem vollen Glanze, als er nämlich von ſeiner langjährigen unterirdiſchen Einkerkerung befreit, und auf die Oberfläche der Erde gebracht wurde.

Es war eben am zweiten Pfingſtfeiertage, als ihn derjenige Mann, der ihn ſeit mehreren Jahren in einem unterirdiſchen Behältniſſe verborgen hielt, von wo er ihn um Mitternacht erlöste, nach Nürnberg geliefert hat, um ſich von dieſer, ihn ſchon ſo lange drückenden Bürde zu entledigen. Seit längerer Zeit war dieſes ſchon ſein ſehnlichſter Wunſch, aber nie hat ſich ihm

die Gelegenheit ſo leicht zur Ausführung ſeines Vorhabens dargeboten, als eben an dieſem Tage. —

Der zweite Pfingſttag iſt für die Nürnberger Einwohner einer der vorzüglichſten Beluſtigungstage, zu welchem aber nicht die in der Nähe liegenden Ortſchaften gehören, ſondern nur zwei entferntere Plätze, welche einmal im Jahre, nämlich an dieſem Tage, von einer ungeheuern Menſchenmaſſe beſucht werden, und daher um 2 Uhr Nachmittags die Stadt Nürnberg an verſchiedenen Plätzen ſo leer wird, daß man, ohne geſtört zu werden, das größte Verbrechen ausüben könnte. Dieſe zwei Beluſtigungsplätze ſind nämlich:

Erſtens, das ſogenannte Buch (oder in der gemeinen Sprache die Kretze), welches ein ſehr ſchöner und angenehmer Beluſtigungsort und eine und eine halbe Stunde von der Stadt entfernt iſt.

Zweitens: die Stadt Erlangen, eine Poſtſtation von Nürnberg liegend, welche an dieſem nämlichen Tage ihre ſo berühmte Kirchweihe feiert.

Dem Manne, (der den Jüngling viele Jahre ſeit ſeiner zarten Kindheit in ſtrenger und verborgener Verwahrung hatte), war dieſer Tag, ſo wie die Abweſenheit der meiſten Menſchen von Nürnberg nicht unbekannt; denn da er ſchon Jahre lang in der Gegend von Nürnberg gelebt hatte, ſo wußte er nur zu gut, daß er auf der Seite, wo er ſeinen Weg mit dieſem jungen Menſchen genommen hatte, von den wenigſten, jedenfalls unbedeutendſten Perſonen bemerkt werden könne, weil die große Menge, welche an dem erwähnten Tage nach Buch eilt, zum Frauenthore hinaus ihren Weg

nimmt, welches ſo weit von dem Unſchlittplatze entfernt iſt, daß niemand von dem etwas wiſſen kann, was in einer oder der andern Gegend dieſer beiden benannten Orte vorgeht.

Der Weg nach Erlangen führt durch das Neue- und Thiergartenthor, wo aber ſchon Mittags 12 Uhr Reitende und Fahrende die Stadt verlaſſen, und die zu Fuß Gehenden ſich in aller Frühe aufmachen, um dieſem freudigen Tag beizuwohnen.

Nicht weit von dieſem Neuenthor befindet ſich das ſogenannte Hallerthürchen, welches nur für Fußgänger geeignet iſt, und von keinem Menſchen bewacht wird, auch nicht weit von dem Unſchlittplatze und der Kreuzgaſſe entfernt liegt.

Dieſer Weg war es, auf dem der verwahrloste Jüngling durch ſeinen Führer zwiſchen 4 und 5 Uhr Nachmittags auf den ſogenannten Unſchlittplatz am Eingange der Kreuzgaſſe gebracht wurde, ohne von Jemanden nur im Geringſten beobachtet zu werden. Hier ließ ihn der Mann ganz allein ſtehen, gab ihm einen Brief in die Hand mit den Worten: „Wenn ein Bube kommt, gib ihm den Brief, und ſage: Hinweiſen, wo Brief hingehört,“ und entfernte ſich ſchnell.

Ein Nürnberger Bürger, welcher in der Kreuzgaſſe wohnte, wurde, als er eben aus ſeinem Hauſe herausging, nicht weit von ſich dieſen als Bauernburſchen gekleideten jungen Menſchen gewahr, welcher in höchſt auffallender Haltung des Körpers da ſtand, und, einem Betrunkenen ähnlich, ſich vorwärts zu bewegen bemühte, ohne gehörig aufrecht ſtehen und ſeine Füße regie-

ren zu können. Der erwähnte Bürger nahte ſich dem Fremdling, der ihm einen Brief mit den Worten entgegen hielt: „Hinweiſen, wo Brief hingehört.“ Der Bürger nahm hierauf den Brief, welcher die Aufſchrift führte:

„An Titl. Hrn. Wohlgeborner Rittmeiſter
bei 4ten Esgataron bei 6ten Schwolliſche
Regiment
Nürnberg.“

Seiner Ausſage nach wollte der Bürgersmann gerade zum neuen Thor hinausgehen, nahm daher den fremden Burſchen mit, um ſich dort bei der Wache um die Wohnung des Rittmeiſters zu erkundigen.

Ob dieſer Bürger nur aus gutmüthigem Herzen mit ihm ging, oder ſchon Wiſſenſchaft davon hatte, iſt zur Zeit noch unentſchieden; jedoch wahrſcheinlicher iſt das Letztere, indem ſeine ſpätern Ausſagen ſehr verfänglich, verſchieden von den früheren und unrichtig waren.

Derſelbe erfuhr bei der Wache, daß der Rittmeiſter nicht weit vom Neuenthor, im ſchwarzen Kreuz, wohne; er führte den Fremdling bis zur Hausthüre, zog die Thürglocke an, ließ dieſen ſtehen, und ging weiter. *) —

*) Herr Präſident Ritter von Feuerbach äußerte ſich hierüber wortwörtlich alſo:

Ueber die nähern Umſtände, wie Kaspar mit dem erwähnten Bürger vom Unſchlittplatze bis zur Wache und von da bis zur Wohnung des Rittmeiſters von W. gekommen, ſind die Akten theils ſo lückenhaft und unbe-

Dem die Hausthüre öffnenden Bedienten des Rittmeiſters trat der junge Menſch, den Hut auf dem Kopfe, den Brief in der Hand haltend, mit den Worten entgegen: „ä ſechtene Reiter möcht ih wähn, wie mei Vottä wähn is."

friedigend, theils, bezüglich angegebener Umſtände, ſo ſehr dem Zweifel hiſtoriſcher Kritik unterworfen, daß ich mich in obiger Erzählung ſehr kurz faſſen zu dürfen glaubte. So gibt z. B. jener Bürger an: nachdem er unterwegs mit K. ein Geſpräch anzuknüpfen geſucht und ihn über manches befragt, habe er endlich bemerkt, daß K. von allem nichts wiſſe und gar keinen Begriff habe; weßhalb er dann nichts mehr zu ihm geſprochen. Hiernach zeigte ſich ihm alſo K. eben ſo, wie noch denſelben Abend bei dem Herrn Rittmeiſter von W. und ſpäter auf der Wachtſtube, dann an den folgenden Tagen und Wochen. Gleichwohl erzählt zugleich jener Bürger: K. habe auf die Frage, woher er komme? geantwortet: „von Regensburg." Ferner als er mit K. zum neuen Thor gekommen, habe dieſer geſagt: „Dös is gwiß erſt baut worn, weil mer's neu Thor heißt" u. ſ. w." — Daß Zeuge dieſes und dergleichen gehört zu haben glaubt, iſt mir eben ſo wenig zweifelhaft, als dieß: daß es K. nicht geſagt hat. Alles Folgende gibt dafür den unumſtößlichſten Beweis. Aus der ſtehenden Redensart Kaspars: „Reutä wähn, wi mein Vottä wähn is" konnte ſein Führer, der dieſen Simpel, wofür er ihn hielt, gewiß nur halbe Ohren lieh, gar wohl jene Worte heraus zu hören glauben.

Ueberhaupt aber ſind die in dieſer Sache erwachſenen Polizei-Akten auf eine ſolche Weiſe geführt, enthalten ſo viele Widerſprüche, nehmen vieles gar ſo leicht, ſind in einigen ihrer weſentlichſten Beſtandtheile ein ſo arger Anachronismus, daß ſie als Geſchichts-Quelle nur mit großer Vorſicht benützt werden können. —

Der Bediente nahm ihm den Brief ab, und fragte ihn: was er wolle? wer er ſei? woher er komme? Aber der Fremde ſchien von allen Fragen keine zu verſtehen, und es erfolgten immer nur die Worte: „á ſechtene Reiter möcht ih wähn, wie mei Vottá wähn is.“

Hierauf trug nun der Diener den Brief zu der gnädigen Frau, erzählte ihr alles, daß man den Burſchen nicht verſtehen könne, und er ſehr ermüdet ſey. Die Frau Rittmeiſterin befahl ihm, demſelben Fleiſch, Bier und Brod zu reichen, was er aber alles von ſich wegwies.

Der junge Menſch war, wie der Bediente des Rittmeiſters in ſeinem Verhör als Zeuge ausſagt, ſo ermattet, daß er nicht ſowohl ging als „herumſchweifte.“

Weinend, mit dem Ausdruck heftigen Schmerzens, deutete er auf ſeine unter ihm brechenden Füße, und ſchien an Hunger und Durſt zu leiden. Man reichte ihm ein Stückchen Fleiſch; doch kaum hatte der erſte Biſſen ſeinen Mund berührt, als er ihn, ſich ſchüttelnd, unter heftigen Zuckungen ſeiner Geſichtsmuskeln, mit ſichtbarem Entſetzen wieder von ſich ſpie. Dieſelben Zeichen des Abſcheus, als man ihm ein Glas Bier gebracht und er davon einige Tropfen gekoſtet hatte. Ein Stück ſchwarzen Brodes und ein Glas friſchen Waſſers verſchlang er mit heißer Begier und äußerſtem Wohlbehagen. Was man unterdeſſen mit ihm noch verſuchte, um über ſeine Perſon und ſein Hieherkommen etwas zu erfahren, war vergebliche Mühe. Er ſchien zu hören, ohne zu verſtehen, zu ſehen, ohne etwas zu bemerken, ſich mit den Füßen zu bewegen, ohne ſie

zum Gehen gebrauchen zu können. Seine Sprache wa- ren meiſtens Thränen, Schmerzenslaute, unverſtändli- che Töne oder die häufig wiederkehrenden Worte: „Reutä wähn, wie mei Vottä wähn is.“

Im Hauſe des Rittmeiſters hielt man ihn bald nur für einen wilden Menſchen, und führte ihn, bis zur Heimkunft des Hausherrn, in den Pferdeſtall, wo er ſogleich auf dem Stroh ſich ausſtreckte und in tiefen Schlaf verſank.

Als er einige Zeit feſten Schlafes ſich erfreut hatte, kam der Herr Rittmeiſter mit einem guten Freunde, dem Herrn Sch..., welcher bei der Polizei als Offi- ziant angeſtellt war, eben von der Erlanger Kirchweihe zurück; letzterer wollte ſogleich ab- und zu ſeiner ge- wöhnlichen Geſellſchaft gehen, inzwiſchen machte der Bediente die Thüre auf, und meldete dem Herrn Ritt- meiſter, daß ein ſonderbarer junger Burſche einen Brief an ihn gebracht habe, man aber von ihm nicht erfah- ren könne, woher er komme, und was er wolle, indem man ihn nicht verſtehe. — Der Rittmeiſter nöthigte ſei- nen Freund mit in den Stall, um dieſen Jungen zu betrachten, welchen ſie feſt ſchlafend fanden; der Herr Rittmeiſter fragte ſeine Leute, wo der Brief wäre? Dieſe ſagten ihm, es hätte ſolchen die gnädige Frau. Darauf befahl er, den Knaben aufzuwecken, ging hin- auf und forderte von ſeiner Frau den an ihn adreſſir- ten Brief. Dieſe gab ihm ſolchen mit den Worten: „Unſere Familie hat ſich um ein Mitglied vermehrt.“ — Dieſes Wort brachte ihn ſehr auf, und er gab ihr zur Antwort: „Wäs geht mich dieſer Wiſch an? Das hat ein Schurke geſchrieben!“ — Er eilte ſogleich hinunter

in den Stall, wo indeſſen der fremde Burſche aufgeweckt worden und aufgeſtanden war.

Die ſchöne Uniform und der glänzende Säbel machten denſelben ganz betäubt, und er lief ſogleich auf den Herrn Rittmeiſter mit den Worten zu: „Ich möcht' a a ſchöna Reiter wärn, wie mein Vatter g'wän is!“ —

Auf mehrere Fragen des Herrn Rittmeiſters antwortete er nur immer die verſchiedenen Wörter, die er auf dem Wege nach Nürnberg von ſeinem Führer gelernt hatte, als: „Im großen Dorf is mein Vater, — Roßhoam, — dahin weiſ', wo Brief hing'hört,“ und die gewöhnlichen Wörter, die er immer ſprach, weil er weiter nichts wußte. —

Der Herr Rittmeiſter wurde böſe darüber, indem er ihn nicht verſtand, was er damit ſagen wollte, und vielleicht war er auch zufrieden, daß der Burſche nichts weiter ſagen konnte; daher wandte er ſich zu ſeinem Freund, und ſagte: dieß wäre eine Schurkerei, die Sache gehöre nicht ihn an, er kenne den Burſchen nicht, und wüßte auch den Schurken nicht, der dieſes geſchrieben habe; das gehört zu Euch, hier haſt du den Wiſch, und nimm den Buben mit auf die Polizei. — Sein Freund ließ ſogleich einen Polizeiſoldaten holen und übergab ſolchem den Knaben, um ihn auf die Polizei zu führen.

Gegen 8 Uhr Abends war der Weg zur Polizei — für ſeinen Zuſtand ein Marterweg — zurückgelegt. In der Wachtſtube befanden ſich, außer einigen Unterbeamten, mehrere Polizeiſoldaten. Allen hier Anweſenden fiel der fremde Burſche ebenfalls als eine ſeltſame

Erſcheinung auf, bei der man nicht ſogleich mit ſich einig werden konnte, unter welche der gangbaren Polizei-Rubriken ſie zu ſtellen ſeyn möchte. Die an ihn gerichteten polizeilichen Amtsfragen: wie heißt er? weß Standes und Gewerbes? woher kommt er? warum iſt er hier? wo iſt ſein Reiſepaß? und dergleichen wollten durchaus nicht an ihm verfangen. „A Reutá wähn, wie mei Votá wähn is,“ oder: „hoam weiſſa,“ oder, was er ebenfalls in weinerlichem Ton öfters wiederholte: „Roßhoam!“ waren die einzigen Worte, die er bei den verſchiedenſten Veranlaſſungen vorbrachte *). Wo er ſey, ſchien er nicht zu wiſſen, oder zu ahnen. Er verrieth weder Furcht, noch Befremden, noch Verlegenheit, vielmehr eine faſt thieriſche Stumpfheit, welche die Auſſendinge entweder gar nicht bemerkt, oder gedankenlos anſtarrt und an ſich vorübergehen läßt, ohne von ihnen berührt zu werden. Seine Thränen, ſein Wimmern, wobei er immer auf ſeine wankenden Füſſe deutete, ſein unbeholfenes und dabei kindlich kindiſches Weſen gewannen ihm bald das Mitgefühl der Anweſenden. Ein Soldat brachte ihm ein Stück Fleiſch und ein Glas Bier, aber, wie in W**ſchen Hauſe, wies er beides mit Grauen von ſich, und aß nur Brod zu friſchem Waſſer. Ein anderer gab ihm eine Münze; er zeigte darüber die Freude eines kleinen Kindes, ſpielte damit und ſchien, indem er mehrmals: Roß! Roß! ſagte, und mit der Hand

*) Mit dieſen Redensarten, namentlich dem: „Reutá wähn ꝛc. verband er, wie ſich ſpäterhin ergab, keinen beſonderen Sinn; es waren nichts als papageimäßig eingelernte Töne, die er als gemeinſame Ausdrücke für alle ſeine Vorſtellungen, Empfindungen und Begehrungen gebrauchte.

gewiſſe Bewegungen machte, das Verlangen auszudrücken, dieſe Münze einem „Roße“ anzuhängen. Sein ganzes Weſen und Benehmen zeigte an ihm ein kaum zwei- bis dreijähriges Kind in einem Jünglingskörper. Die meiſten dieſer Polizeimänner waren nur darüber getheilt, ob man ihn für einen Blöd- oder Wahnſinnigen, oder für einen Halbwilden halten ſolle. Der eine und andere meinte jedoch: es wäre wohl möglich, daß in dieſem Buben ein feiner Betrüger ſtecke, eine Meinung, welche durch folgenden Umſtand einen nicht geringen Schein für ſich gewann. Man kam auf den Einfall, zu verſuchen, ob er vielleicht ſchreiben könne, gab ihm eine Feder mit Tinte, legte einen Bogen Papier vor ihm hin und forderte ihn auf, zu ſchreiben. Er ſchien darüber Freude zu bezeigen, nahm die Feder nichts weniger als ungeſchickt zwiſchen ſeine Finger, und ſchrieb zu aller Anweſenden Erſtaunen in feſten, leſerlichen Zügen den Namen:

Kaspar Hauſer.

Er wurde jetzt weiter aufgefordert, auch den Namen des Ortes beizuſetzen, von welchem er herkomme. Aber er that hierauf nichts, als daß er wieder ſein: „Reutá wähn ꝛc. ꝛc., ſein: „hoam weiſſa,“ ſein: „Roßhoam“ hervorſtöhnte.

Da vor der Hand nichts weiter mit ihm anzufangen war, überließ man das Uebrige der Zeit, und übergab ihn einem Polizeidiener, der ihn auf den für Polizeiſträflinge, Vagabunden ꝛc. ꝛc. beſtimmten Thurm des Veſtnerthors brachte. Auf dieſem verhältnißmäßig kurzen Wege ſank er faſt bei jedem Schritt — wenn

ſein Tappen ein Schreiten genannt werden konnte — ächzend zuſammen.

Den zweiten Tag in der Früh wurde er wieder auf die Polizei geführt, und von einem dortigen Beamten ins Verhör genommen, welchem er aber ſo wenig, wie allen Andern auf ſeine Fragen antworten konnte, und das geführte Protokoll wurde mehr auf Muthmaſſung als auf ſeine Antworten geſtützt. Darauf wurde er wieder nach dem Thurm geführt, und dem Gefangenwärter der Befehl ertheilt, auf alle ſeine Handlungen die ſtrengſte Aufſicht zu haben, um ſich dadurch zu überzeugen, ob es keine Verſtellung oder verſtockte Bosheit wäre.

Der Gefangenwärter Hiltel, ein braver, redlicher und ſehr verſtändiger Mann, nahm ihn auf ſeine Stube, und ließ ihn von ſeinen Kindern in der Sprache und anderen ihm unbekannten Sachen unterrichten, und überzeugte ſich ſehr bald, daß bei Kaspar Hauſer weder eine Verſtellung, noch minder eine Bosheit wahrzunehmen wäre, ſondern er in allen Stücken unwiſſend ſey, und, einem Kinde von vier Jahren gleich, äußerſt furchtſam, weichen Gemüths und zum Weinen ſehr geneigt ſey, ſich ſogar vor des Gefangenwärters zweijährigem Knaben fürchtete, und bei jeder Kleinigkeit vor Schrecken zuſammenfahre. Es ergab ſich aber gar bald, daß er alles, was man ihm ſagte oder zeigte, ſehr leicht begriff, und ein außerordentlich gutes Gedächtniß beſaß.

Kaspar Hauſer trug, als er nach Nürnberg kam, auf dem Kopf einen runden, mit gelber Seide gefütterten, mit rothem Leder beſetzten, etwas groben Filzhut von ſtädtiſcher Form, in welchem das halbausge-

kratzte Bild der Stadt München zu ſehen iſt. Die Zehen ſeiner nackten Füße ſahen aus ganz zerriſſenen, ihm nicht anpaſſenden, mit Hufeiſen und Nägeln beſchlagenen Halbſtiefeln mit hohen Abſätzen hervor. Um ſeinen Hals war eine ſchwarz ſeidene Halsbinde geſchlungen. Ueber einem groben Hemde und einer ſchon ausgewaſchenen, rothgetupften, zeuchenen Weſte trug er eine grautuchene Jacke, welche die Bauersleute Janker oder Schalk zu nennen pflegen, welche aber, wie ſich erſt ſpäter bei genauerer Betrachtung und nach Unterſuchung von Sachverſtändigen ergab, der Schneider urſprünglich zu keiner Bauernjacke zugeſchnitten hatte; ſie war ehemals, wie ſchon der liegende Kragen zeigt, ein Frack, dem man die Hintertheile abgeſchnitten, und deſſen obere Hälfte eine der Schneiderei unkundige Hand mit groben Stichen wieder zuſammen geheftet hatte. Auch die etwas feineren, gleichfalls grautuchenen Pantalons, wie Reithoſen, zwiſchen den Beinen mit demſelben Tuche beſetzt, gehörten wohl urſprünglich eher einem Bedienten, Reitknecht oder Förſter und dergl., als einem Bauern. Kaspar trug ein weißes, rothgegittertes Schnupftüchlein bei ſich, mit den Buchſtaben K. H. roth gezeichnet. Außer einigen blau und weiß geblümten Lappen, einem deutſchen Schlüſſel und einem Papier mit etwas Goldſand — den wohl Niemand in Bauernhütten ſucht — fand ſich in ſeiner Taſche ein kleiner hörnener Roſenkranz und ein ziemlicher Vorrath geiſtlichen Segens; nämlich außer geſchriebenen katholiſchen Gebeten mehrere geiſtliche Druckſchriften, wie ſie häufig im ſüdlichen Deutſchland, zumal an Wallfahrtsorten, der gläubigen Menge für gutes Geld geboten werden.

Eines dieſer köſtlichen Geiſteswerklein, betitelt: Kunſt, die verlorene Zeit und übel zugebrachten Jahre zu erſetzen (ohne Jahrzahl), ſcheint auf das bisherige Leben dieſes Jünglings, wie er es ſpäterhin erzählte, höhnend anzuſpielen.

Hauſer war bei ſeinem Erſcheinen zu Nürnberg 4 Schuh 9 Zoll groß, und mochte damals vielleicht in ſeinem 16ten bis 17ten Jahre ſtehen. Ein ganz dünner Flaum überzog Kinn und Lippen, die ſogenannten Weisheitszähne fehlten noch und ſind erſt im Jahre 1831 hervorgebrochen. Seine hellbraunen, ſehr feinen Haare, bäuerlich zugeſchnitten, kräuſelten ſich in kleine Locken. Sein Körperbau, unterſetzt und breitſchulterig, zeigte ein vollkommenes Ebenmaaß ohne irgend ein ſichtbares Gebrechen. Seine Haut war ſehr weiß und fein; ſeine Geſichtsfarbe nicht eben blühend, doch auch nicht krankhaft; ſeine Glieder zart gebaut; die kleinen Hände ſchön geformt; eben ſo die Füße, welche keine Spur zeigten, daß früher ein Schuh ſie beengt oder gedrückt habe. Die Fußſohlen waren ohne Hornhaut, ſo weich wie das Innere einer Hand, und über und über mit friſchen Blutblaſen bedeckt, deren Spuren noch mehrere Monate ſpäter zu ſehen waren. An beiden Armen zeigten ſich die Narben der Impfung; an ſeinem rechten Arm fiel eine noch mit friſchem Schorf bedeckte Wunde auf, die, wie Kaspar ſpäterhin erzählte, von einem Schlag mit einem Stock (oder Stück Holz) herrührte, welchen der Mann, „bei dem er immer geweſen,“ ihm gegeben, als er einmal zu viel Lärm gemacht habe. Sein Geſicht war damals ſehr gemein und, wenn es in der Ruhe war, faſt ohne Ausdruck; die untern Theile

deſſelben traten etwas vor, was ihm ein thieriſches Anſehen gab. Auch der ſtiere Blick ſeiner bläulichen, übrigens klaren, hellen Augen hatte den Ausdruck thieriſcher Stumpfheit. Seine Geſichtsbildung änderte ſich nach einigen Monaten gänzlich; der Blick gewann Ausdruck und Leben, die hervorragenden untern Theile des Geſichts traten mehr zurück, und die frühere Phyſiognomie war kaum wieder zu erkennen. Sein Weinen beſtand in der erſten Zeit in einem häßlichen Verzerren des Mundes; bewegte aber irgend etwas Angenehmes ſein Gemüth, ſo verbreitete ſich über ſeine Miene eine liebliche, lächelnde, alle Herzen gewinnende Freundlichkeit, der unwiderſtehliche Reiz der Freude eines unſchuldigen Kindes. Seine Hände und Finger wußte er ſo gut wie gar nicht zu gebrauchen.

Die Finger ſpreizte er ſteif und gerade hin weit aus einander, mit Ausnahme des Zeigefingers und Daumens, deren Spitzen er gewöhnlich auf die Weiſe zuſammenhielt, daß ſie einen Zirkel bildeten. Wo andere Menſchen nur einige Finger brauchen, bediente er ſich der ganzen Hand, die auf die ungeſchickteſte, verkehrteſte Weiſe ihr Geſchäft verrichtete.

Das Befremdende an Kaspar bei ſeinem erſten Erſcheinen zu Nürnberg geſtaltete ſich in den nächſten Tagen und Wochen zu einem dunkeln, grauenhaften Räthſel, zu deſſen Löſung man in mancherlei Vermuthungen vergebens den Schlüſſel ſuchte. Nichts weniger als blöd- oder wahnſinnig, dabei ſo ſanft, folgſam und gutartig, daß Niemand verſucht werden konnte, dieſen Fremdling für einen Wilden oder unter den Thieren des Waldes aufgewachſenen Knaben zu halten, zeigte ſich

an ihm ein vollſtändiger Mangel an Worten und Begriffen, eine gänzliche Unbekanntſchaft mit den geringſten Gegenſtänden und den alltäglichſten Erſcheinungen der Natur, und eine Gleichgültigkeit, ein Abſcheu gegen alle Gewohnheiten, Bequemlichkeiten und Bedürfniſſe des Lebens, verbunden mit außerordentlichen Eigenthümlichkeiten in ſeinem ganzen geiſtigen, ſittlichen und phyſiſchen Weſen.

Er zeigte beſtändig gegen alle Speiſen und Getränke, außer trocknem Brod und Waſſer, den heftigſten Widerwillen. Nicht nur der Genuß, ſondern auch der bloße Geruch unſerer gewöhnlichen Speiſen erregte ihm Schauder oder noch mehr; ein Tropfen Wein, Kaffee und dgl., heimlich unter ſein Waſſer gemiſcht, verurſachte ihm Angſtſchweiß, Erbrechen und heftiges Kopfweh. —

Es verſuchte Jemand irgendwo, ihm etwas Branntwein, unter dem Vorwand, es ſey Waſſer, aufzudringen. Als man ihm das Glas an den Mund brachte, ſank er erbleichend um, und wäre rückwärts in eine Glasthüre gefallen, wenn man ihn nicht aufgefangen hätte. — Als er einmal von dem Gefangenwärter war genöthigt worden, etwas Kaffee in den Mund zu nehmen, wovon er kaum einen Tropfen verſchluckt haben mochte, bekam er mehrmaligen Durchfall. — Von einigen Tropfen ſtark mit Waſſer vermiſchten Waizenbiers bekam er heftige Schmerzen im Magen und Hitze im ganzen Körper, wobei er über und über von Schweiß triefte, dann Froſtſchauder mit Kopfweh und ſtarkem Aufſtoßen. — Sogar Milch, geſottene wie ungeſottene,

mundete ihm nicht und erregte ihm widerliches Aufſtoßen. —

Einige Tage nach ſeiner Ankunft in Nürnberg wurde Kaspar, in Begleitung zweier Polizeimänner, um die Stadt geführt, damit er vielleicht das Thor wieder erkenne, durch das er in die Stadt gebracht worden. Er wußte, wie man wohl hätte vorausſehen können, keines von dem andern zu unterſcheiden, und ſchien überhaupt an dem, was an ſeinen Augen vorüberging, keinen Antheil zu nehmen. Auf Gegenſtände, die man ihm beſonders nahe brachte, gaffte er ſtumpfſinnig, und nur zuweilen mit neugierigem, befremdetem Blicke hin. Zur Bezeichnung lebender Geſchöpfe, die ihm in die Sinne fielen, hatte er blos zwei Worte, deren er ſich dann und wann bediente. Was menſchliche Geſtalt hatte, ohne Unterſchied des Geſchlechts und Alters, hieß ihm „Bua;“ jedes ihm aufſtoßende Thier, vierfüßig oder zweibeinig, Hund, Katze, Gans oder Huhn, nannte er: „Roß.“ Waren ſolche Roſſe weiß, ſo bezeigte er Wohlgefallen; ſchwarze Thiere erregten ihm Widerwillen oder Furcht. Eine ſchwarze Henne, welche auf ihn zukam, verſetzte ihn in große Angſt, er ſchrie und machte die äußerſte Anſtrengung, um auf ſeinen, ihm hiezu den Dienſt verſagenden Füßen von ihr hinwegzulaufen. Seine Seele nicht nur, ſondern auch mancher ſeiner Sinne ſchienen Anfangs in gänzlicher Erſtarrung zu liegen, und nur allmählig erwachend den Außendingen ſich zu öffnen. —

Unter den vielen auffallenden Erſcheinungen, die ſich in den erſten Tagen und Wochen an Kaspar zeigten, bemerkte man, daß die Vorſtellung von Roſſen,

beſonders von hölzernen Roſſen, für ihn von nicht geringer Bedeutung ſeyn müſſe. Das Wort „Roß“ ſchien in ſeinem Wörterbuche, das kaum ein halbes Dutzend Worte umfaßte, den allergrößten Raum einzunehmen; dieſes Wort wurde am allerhäufigſten, bei den verſchiedenſten Gelegenheiten und Gegenſtänden, von ihm ausgeſprochen, und zwar nicht ſelten ohne Thränen, im wehmüthig bittenden Tone, als drücke er damit die Sehnſucht nach irgend einem Pferde aus. So oft man ihm eine Kleinigkeit, eine glänzende Münze, ein Band, ein Bildchen ꝛc. ſchenkte, ſprach er: Roß! Roß! und gab durch Mienen und Gebärden den Wunſch zu erkennen, dieſe Schönheiten einem Roſſe anzuhängen. Kaspar, welcher — nicht eben zum Vortheil ſeiner geiſtigen Entwickelung, noch zum Behuf reiner Beobachtungen, wozu doch wohl die Seltenheit der Erſcheinung aufforderte — täglich auf die Polizeiwachtſtube geführt wurde, wo er im Getös und Getümmel gewöhnlich einen nicht kleinen Theil des Tages zubrachte, wurde hier wie einheimiſch, und gewann ſich bald unter den Bewohnern dieſes Amtszimmers Zuneigung und Liebe. Das auch hier ſo oft wiederholte Roß! Roß! gab eines Tages einem der Polizeiſoldaten, der ſich mit dem ſeltenen Jünglingskinde am meiſten zu thun machte, den Einfall, ihm ein weißes, hölzernes Spielpferd auf die Wachtſtube zu bringen. Kaspar, der ſich bisher faſt immer nur unempfindlich, gleichgültig, untheilnehmend oder niedergeſchlagen gezeigt hatte, wurde beim Anblick dieſes hölzernen Roſſes plötzlich wie umgewandelt, und benahm ſich nicht anders, als hätte er in dieſem Pferdchen einen alten, langerſehnten Freund wiedergefunden. Ohne lärmende Freude, aber mit lächelndem

Geſichte weinend ſetzte er ſich ſogleich auf den Boden zu dem Pferde hin, ſtreichelte, tätſchelte es, hielt unverwandt ſeine Augen darauf geheftet, und ſuchte es mit allen den bunten, glänzenden, klingenden Kleinigkeiten zu behängen, womit das Wohlwollen ihn beſchenkt hatte. Erſt nunmehr, da er das Rößchen damit ausſchmücken konnte, ſchienen alle dieſe Dinge den rechten Werth für ihn gewonnen zu haben. Als die Zeit kam, wo er die Polizeiwachtſtube verlaſſen ſollte, ſuchte er das Roß aufzuheben, um es mit ſich nach Haus zu tragen, und weinte dann bitterlich, als er wahrnahm, daß er in ſeinen Armen und auf ſeinen Füſſen zu ſchwach ſey, um dieſen ſeinen Liebling mit ſich über die Schwelle der Stubenthüre hinauszubringen. So oft er dann nachher die Wachtſtube zu beſuchen kam, ſetzte er ſich ſogleich zu ſeinem lieben Roß auf den Boden nieder, ohne die Menſchen um ſich her im mindeſten zu beachten. „Stunden lang,“ ſagte einer der Polizeiſoldaten in ſeiner erſt polizeilichen, ſpäterhin gerichtlichen Vernehmung, „ſaß Kaspar mit ſeinem Roſſe ſpielend neben dem Ofen, ohne auf das, was um und neben ihm vorging, auch nur im mindeſten Acht zu geben.“

Aber auch auf dem Thurm in ſeinem Schlaf- und Wohnſtübchen verſah man ihn bald nicht blos mit Einem, ſondern mit verſchiedenen Roſſen. Dieſe Roſſe waren von nun an, ſo lange er ſich zu Haus befand, unausgeſetzt ſeine Geſellſchafter und Geſpielen, die er nicht von ſeiner Seite, noch aus ſeinen Augen ließ, und mit denen er — wie man durch eine verborgene Oeffnung in der Thüre beobachten konnte — ſich be-

ſtändig zu ſchaffen machte. Ein Tag war darin dem andern, eine Stunde der andern gleich, daß Kaspar neben ſeinen Roſſen mit gerade vor ſich ausgeſtreckten Füſſen auf dem Boden ſaß, ſeine Roſſe beſtändig bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe mit Bändern, Schnüren oder bunten Papierfetzen ſchmückte, mit Münzen, Glöckchen, Goldflittern behing, und darüber zuweilen in tiefes Nachdenken verſunken ſchien, wie er dieſen Putz durch abwechſelndes dahin oder dorthin Legen verändern möge. Auch führte er ſie zum öftern, ohne ſich dabei von der Stelle zu bewegen oder ſeine Lage zu verändern, neben ſich hin und her, doch ſehr vorſichtig und ganz leiſe, damit, wie er ſpäterhin äußerte, das Rollen der Räder kein Geräuſch verurſache, und er nicht dafür geſchlagen werde. Nie aß er ſein Brod, ohne zuvor jeden Biſſen den Pferdchen an den Mund gehalten, trank nie ſein Waſſer, ohne zuvor ihre Schnauze hineingetaucht zu haben, die er dann jedesmal ſorgfältig wieder abzuwiſchen pflegte. —

Als er eines Tages mit einem ſeiner Pferde über den Boden fuhr, und dieſes mit den Hinterfüſſen in eine Lücke des Bodens gerieth und vorne aufſtieg, bezeigte er darüber die größte Freude, und wiederholte dann beſtändig dieſes ihm ſo merkwürdige Schauſpiel, das er allen ſeinen Beſuchern zum Beſten gab. Da ihm der Gefangenwärter ſeinen Unwillen darüber bezeigte, daß er allen Leuten immer dasſelbe vormache, unterließ er dieſes zwar, weinte aber, daß er ſein ſteigendes Pferd nicht mehr zeigen ſolle. Einmal fiel dieſes beim Aufſteigen um; da kam er ihm mit eiliger Zärtlichkeit zu Hülfe und äußerte ſein Leid darüber, daß es ſich

wehe gethan. Er war vollends untröſtlich, als er einmal den Gefangenwärter einem dieſer Pferde einen Nagel einſchlagen ſah.

Hieraus und aus vielen andern Umſtänden ließ ſich vermuthen, was nicht lange nachher zu voller Gewißheit wurde, daß die Vorſtellung von Lebendigem und Todtem, Beſeeltem und Unbeſeeltem, von Organiſchem und Unorganiſchem, von Naturgegenſtänden und Kunſterzeugniſſen ſich in ſeiner Kinderſeele noch ſeltſam durch einander miſchte.

Thiere unterſchied er von Menſchen blos an ihrer Geſtalt, Männer und Frauen an der Kleidung, die ihm wegen der mannichfaltigen, in die Augen ſtechenden Farben am weiblichen Geſchlechte beſſer als am männlichen gefiel; weshalb er auch ſpäterhin noch öfters den Wunſch äußerte, ein Mädchen zu werden, d. h. Frauenkleider zu tragen. —

Daß aus den Kindern große Leute würden, wollte ihm durchaus nicht einleuchten, und am hartnäckigſten widerſprach er, wenn man ihm verſicherte, daß er doch auch einmal ein Kind geweſen, und daß er wahrſcheinlich noch bedeutend werde größer werden, als er jetzt ſchon ſey. Erſt einige Monate ſpäter überzeugte er ſich davon, als er an einem an die Wand gezeichneten Maß nach wiederholten Proben die eigene Erfahrung von ſeinem noch dazu ſchnellen Wachsthum gemacht hatte.

Von Religion war nicht ein Fünkchen, von einer Dogmatik auch nicht das kleinſte Stäubchen in ſeiner Seele zu finden, ſo ſehr ſich einige Geiſtliche gleich in den erſten Wochen nach ſeinem Erſcheinen zu Nürnberg

die unzeitige Mühe gaben, es in ihm zu ſuchen und aufzuregen. Von allen ihren Fragen, Reden und Predigen hätte jedes Thier nicht weniger verſtanden und begriffen als Kaspar. Was er an Religion mitbrachte, beſtand — wenn es ohne Läſterung dieſes Namens ſo genannt werden darf — lediglich in demjenigen, was ihm dummfromme Bosheit bei ſeiner Ausſetzung zu Nürnberg in die Taſche mitgegeben hatte.

Es wird vielleicht nicht unintereſſant ſeyn, über Kaspar Hauſers Benehmen während ſeines Aufenthaltes auf dem Thurm die Aeußerung eines einfachen, aber verſtändigen Mannes zu vernehmen, des Gefangenwärters Hiltel, der ihn mehrere Wochen unter ſeiner Aufſicht gehabt hatte. Dieſer äußert ſich zum Protokoll unter andern wie folgt:

„Bald nachdem ich den angeblichen Kaspar Hauſer einige Zeit im Stillen beobachtet hatte, erlangte ich die Ueberzeugung, daß derſelbe nichts weniger als ſimpelhaft und von der Natur verwahrloſt, ſondern vielmehr auf unbegreifliche Weiſe von aller Ausbildung und geiſtigen Entwicklung zurückgehalten worden ſeyn müſſe. Die unendlich vielen Belege und Erſcheinungen anzuführen, welche ſich mir aus den mit Hauſer angeſtellten Beobachtungen hierüber unzweifelhaft ergaben, würden hier zu weit führen. Er hat ſich in den erſten Tagen ſeines Aufenthalts bei mir gerade wie ein kleines Kind benommen, und allenthalben die größte Natürlichkeit und Unſchuld zu erkennen gegeben. Am 4ten oder 5ten Tage wurde er von dem obern, engern Verwahrungsort des Gefängnißthurms in die tiefere Etage desſelben, in welcher ich mit meiner Familie wohne,

in ein kleines Zimmerchen gebracht, welches Vorrichtungen hatte, mittels deren ich ihn ſtets beobachten konnte, ohne daß er es wahrzunehmen vermochte. Hier habe ich ihn dem mir vom Herrn Bürgermeiſter gegebenen Befehl gemäß unbemerkt zum öftern beobachtet, und ſein Benehmen, wenn er allein war, ganz unverändert gefunden. Er ergötzte ſich an ſeinem Spielzeug für ſich allein eben ſo, als wie er dies in meiner Gegenwart natürlich, unbefangen that; denn wenn er in der erſten Zeit mit ſeinen Spielſachen ernſtlich beſchäftiget war, ſo mochte um ihn her vorgehen, was da wollte, er nahm davon keine Notiz.

Doch muß ich bemerken, daß dieſes Vergnügen an kindiſchem Spielzeug nur von kurzer Dauer war. So wie ſeine Sinne auf ernſtere und nützlichere Gegenſtände gerichtet und dafür empfänglich gemacht worden waren, hatte er am Spielen keine Freude mehr. — Sein ganzes Benehmen war, ſo zu ſagen, ein reiner Spiegel kindlicher Unſchuld; er hatte nichts Falſches an ſich, wie es ihm ums Herz war, ſo ſprach er ſich aus, ſo weit es nämlich ſeine dürftige Sprache zuließ. Einen ſicheren Beleg ſeiner Unſchuld und Unwiſſenheit gab er auch bei Gelegenheit, als ich und meine Frau ihn das erſte Mal entkleideten und ſeinen Körper reinigten; ſein Benehmen hiebei war das eines Kindes, ganz natürlich und ungenirt. —

Nachdem er das Spielzeug bekommen hatte, und auch andere Perſonen zu ihm gelaſſen wurden, habe ich bisweilen meinen 11jährigen Sohn Julius zu ihm gelaſſen, der ihm denn gleichſam das Sprechen lehrte, Buchſtaben vormachte, und ihm Begriffe, ſo weit er

ſelbſt ſie hatte, mitzutheilen ſuchte. Zugleich ließ ich manchmal mein dreijähriges Mädchen, Margaretha, auf ſeine Stube kommen, mit der er anfangs ſehr gerne ſpielte und die ihn Glasperlen an eine Schnur zu reihen lehrte. An dieſer Unterhaltung fand er ſobald keine Befriedigung mehr, als er ſein todtes Spielzeug ſatt hatte. In der letzten Zeit ſeines Aufenthalts bei mir hatte er ſeine größte Freude und Unterhaltung an Zeichnungen und Kupferſtichen, die er in ſeinem Zimmerchen an die Wände klebte."

Kaspar wurde auf dem Thurm ſchon nach den erſten Tagen nicht als Gefangener, ſondern als ein verlaſſenes, verwahrloſtes, der Pflege und Erziehung bedürftiges Kind behandelt. Der Gefangenwärter nahm ihn mit ſich an ſeinen Familientiſch, wo er zwar am Eſſen nicht Theil nahm, doch gehörig ſitzen, ſeine Hände auf menſchliche Weiſe gebrauchen und manche andere Sitte gebildeter Menſchen kennen und nachahmen lernte. Gern ſpielte er mit den Kindern ſeines Wärters, welche ſich ebenfalls nicht ungern mit dem gutmüthigen, durch ſeine große Unwiſſenheit ſelbſt Kindern poſſirlichen Jüngling unterhielten, und von welchen das älteſte, der 11jährige Julius — den Kaspar beſonders liebgewonnen hatte — ſich das ſeiner kleinen Eitelkeit nicht wenig ſchmeichelnde Geſchäft machte, dieſem jungen, rüſtigen Burſchen, dem ſchon der Anfang eines Barts um das Kinn ſproßte, — das Sprechen zu lehren.

Bald führte ihm die Neugier täglich, ſtündlich eine Menge von Menſchen zu, von denen die wenigſten ſich blos mit dem Angaffen des zahmen Wilden begnügten. Die meiſten machten ſich auf mancherlei Weiſe, jeder

auf ſeine Art, mit ihm zu ſchaffen. Manchem war er wohl nur Gegenſtand der Beluſtigung, oder nichts weniger als wiſſenſchaftlicher Experimente.

Doch gab es auch Viele, die ſich ihm vernünftig mitzutheilen, ihn geiſtig zu wecken und zur Mittheilung anzuregen ſuchten. Der Eine ſagte ihm Worte und Redensarten vor, die er ihn nachſprechen ließ, der Andere ſuchte ihm durch Zeichen und Pantomime, oder wie es ſonſt ging, Unbekanntes bekannt, Unverſtändliches verſtändlich zu machen. An jeder Sache, an jedem Spielzeug, womit die menſchliche Theilnahme der guten Nürnberger dem armen Jüngling nahte, gewann er neue Gedankenſtoffe, wurde er um einige Begriffe und um mehrere Wortlaute reicher. Vorzüglich aber wurde in dieſem lebhaften Menſchenverkehr ſeine allmählig zu hellerem Bewußtſein erwachende Seele mannichfaltig zum Aufmerken, Reflectiren und Denken angeregt, und durch das zunehmende, von Tag zu Tag höher geſteigerte Bedürfniß nach Mittheilung der bekannte, in dem menſchlichen Geiſt inſtinktmäßig arbeitende, erfinderiſche Sprachmeiſter in immer reger Beſchäftigung erhalten.

In der Meinung, daß ihn allenfalls Jemand möchte erkennen können, und im Stande wäre, über ſeine Herkunft Mittheilung zu geben, wurde Alles zu ihm gelaſſen. Fremde und Einheimiſche liefen dahin, als wenn man ein wildes Thier ſehen könnte. Jeder fragte ihn um ſein voriges Verhältniß, wegen ſeinem Einſperren u. ſ. w. und ſie verwirrten dadurch ſeine Gedanken ſo, daß er zu keiner Beſinnung kommen konnte. Man beſchenkte ihn mit verſchiedenen Spielereien; man wollte

ihm dadurch ſein Daſeyn ſehr angenehm machen, und brachte ihn dadurch von allem ernſten Nachdenken ab, weil man ihm alle Erinnerungen über das, was hinter ihm war, raubte. —

Weniger Zerſtreuung und einige vernünftigere Fragen über ſeine vorige Lage hätten ihn können leichter zu einiger Beſinnung bringen; aber über Alles dieſes ſind Tage und Wochen, die für die Entdeckung und Spurfindung ſo wichtig waren, verloren gegangen, wodurch man manches hätte erfahren können, und auf die Spur ſeines vorigen Aufenthaltes gekommen wäre. — Anſtatt den zweiten Tag gleich ſich an den Thoren zu erkundigen, welche nach dem Unſchlittplatze führen, ob geſtern ein fremder Mann mit dieſem Burſchen geſehen wurde, oder bei dem Unteroffizier, der bei dem Neuenthore die Wache hatte, über das Benehmen Hauſers und des Bürgers, der ihn dahin geführt hat, zu fragen, oder ſogleich den Bürger mit ihm zu confrontiren, vergingen 10 bis 12 Tage, bis dieſer Bürger vor die Polizei gerufen wurde, wo ihn Kaspar nicht mehr erkannte.

Ungefähr 14 Tage nach Kaspars Ankunft zu Nürnberg führte ſein günſtiges Geſchick ihm noch den würdigen Profeſſor Daumer zu, einen jungen denkenden Gelehrten, der in ſeinem menſchlichen Herzen den Beruf fand, ſich der geiſtigen Entwicklung, Bildung und Unterweiſung dieſes Unglücklichen anzunehmen, — ſo weit der ungeſtüme Zudrang der Neugierigen und andere hemmende, ſtörende Umſtände dieſes nur immer geſtatten mochten.

Und ſo müßte denn Kaspar weit weniger Regſamkeit des Geiſtes, keinen ſo heißen Eifer, alles ihm Neue aufzufaſſen, kein ſo lebendiges, jugendlich kräftiges Gedächtniß zum treuen Feſthalten des einmal Aufgefaßten beſeſſen haben, als er zu allgemeiner Verwunderung wirklich zeigte, wenn er nicht in Kurzem wenigſtens ſo viel ſprechen gelernt hätte, um nothdürftig ſeine Gedanken auszudrücken. Freilich aber waren ſeine Sprechverſuche geraume Zeit ein ſo lückenhaftes, dürftiges, kindiſch unbehilfliches Wortgehäckſel, daß man ſelten beſtimmt wiſſen konnte, was er mit ſeinen durcheinander geworfenen Redebruchſtücken ausdrücken wolle; immer blieb dem Hörenden vieles zu errathen und durch Vermuthungen zu ergänzen übrig. An ein zuſammenhängendes Reden und Erzählen war bei ihm vollends gar noch nicht zu denken.

Der erſte Bürgermeiſter der Stadt, Herr Binder, als Chef der ſtädtiſchen Polizei, nahm ſich des Kaspar Hauſer nicht blos aus menſchlichem Intereſſe, ſondern auch in amtlicher Beziehung herzlich an, widmete dieſem ſonderbaren Jünglinge eine beſondere Aufmerkſamkeit und Theilnahme. Es war wohl von ſelbſt einleuchtend, daß die alltäglichen Amtsformen für dieſen nichts weniger als alltäglichen Fall nicht gemacht ſeyn konnten und, um einigermaſſen hinter das Geheimniß zu kommen, mit förmlichen Vernehmungen, Verhören und dergleichen amtlichen Proceduren wenigſtens vor der Hand nichts ausgerichtet werden könne. Herr Binder wählte daher gewiß mit vollem Rechte einſtweilen den Weg des freieren, auſſeramtlichen Wirkens. Er ließ Kaspar faſt täglich in ſeine Wohnung bringen,

machte ihn bei ſich und in ſeiner Familie gleichſam einheimiſch, ſprach mit ihm und ließ ihn ſprechen, ſo gut oder übel dieſes gehen mochte, und bemühte ſich durch vielfältiges, wiederholtes Hin- und Herfragen Auskunft über ſein Leben und Hieherkommen zu erhalten.

Auch an der würdigen, gemüthvollen Gattin des Herrn Bürgermeiſters fand er eine zweite Mutter, die ihn jedoch nach Art zärtlicher Mütter etwas verwöhnt und ihm die Einbildung einer vornehmen Abkunft unabſichtlich beigebracht haben mag.

Nach ohngefähr 4 Wochen nahm ihn dann Herr Binder ſelbſt ins Verhör, und überzeugte ſich, daß er wirklich keine Kenntniſſe weder von Menſchen, noch von Thieren habe, und daß er auch nichts weiter ſprechen könne, als was er in der kurzen Zeit, wo er ſich auf dem Thurme befand, von dem Gefangenwärter, ſeiner Frau und ſeinen Kindern gelernt hatte. Da dieſe Frau eine geborne Altbayerin iſt, und ſie wie ihre Kinder dieſen Dialekt ſprechen, ſich auch einen großen Theil des Tages hindurch mit Kaspar Hauſer abgaben, ſo iſt es leicht möglich, daß derſelbe die nämliche Ausſprache annahm. — Wie war es daher möglich, daß man an ihm einen Dialekt erkennen konnte, da er damals, als er nach Nürnberg kam, im Ganzen kaum 12 Wörter zu ſprechen wußte? Ebenſo war es auch unmöglich, daß er die Größe ſeines Kerkers oder das vor dem Fenſter ſtehende Holz zu beurtheilen im Stande war. Er befand ſich ſtets in einem kleinen, engen, niedrigen Raum zu ebener Erde, deſſen Boden nicht gebrettert war, ſondern wie es ſcheint, aus feſtgeſchlagener Erde, deſſen Decke aber aus ineinandergeſchobenen

und befeſtigten Brettern beſtand. Der Eingang zu ſeinem Kerker war mit einer kleinen niedrigen Thür verwahrt und dieſe von außen verriegelt. Der Ofen darin war weißfarbig, klein, rund, wie etwa ein groſßer Bienenkorb geformt, und wurde von außen geheitzt (oder wie er ſich ausdrückte „eingekentet“). Von allem dieſem konnte er unmöglich auch nur den geringſten Begriff haben, da er lediglich nur das wußte und beſtätigte, was ihm der Herr Bürgermeiſter nach ſeiner Meinung und Vorſtellung von dem Behältniß und dem Fortſchaffen aus demſelben vorſagte. — Dadurch glaubte er aus Kaspars einzelnen Antworten und Aeußerungen den Stoff zu einer Geſchichte gefunden zu haben, welche Geſchichte der Herr Bürgermeiſter den 7. Juli desſelben Jahrs dem Druck übergab (die von mehreren Gelehrten der kleine Binderſche Roman genannt wurde) und bei welcher zugleich der Brief, den Kaspar an den Herrn Rittmeiſter mitbrachte, in Druck erſchien. Derſelbe wurde von dem königlich däniſchen Herrn Juſtizrath Schmidt von Lübeck als eines der wichtigſten Aktenſtücke benannt, mit dem Beiſatze, daß dieſes Aktenſtück nicht genug von allen Seiten beleuchtet werden könne.

Wohl hat der Herr Rath Schmidt von Lübeck dieſen Brief etwas zergliedert, aber den wahren Sinn davon doch nicht gefunden, eben ſo wenig wie alle Andern, ſelbſt der Herr Polizeirath Merker in Berlin, als der berühmteſte Criminaliſt, ſo auch der Magiſtrat und das Stadtgericht in Nürnberg haben keine wichtige Bedeutung in dieſem Briefe gefunden, daher wurde ſolcher als eine ganz unbedeutende Sache von Allen mit Stillſchweigen übergangen. Der Brief iſt aber aller-

dings als das wichtigſte Aktenſtück anzuſehen, durch welchen einzig und allein die Entdeckung alles deſſen gleich in der erſten Zeit hätte geſchehen können, was leider jetzt erſt zur Entdeckung des erſten Theils der Kaspar Hauſerſchen Geſchichte führt, und wo die Zergliederung deſſen, worüber der ſo dichte Schleier geworfen, zur weitern Unterſuchung dieſer ſchon faſt ganz vergeſſenen Geſchichte hinweiſt.

Dieſer an den ungenannten Rittmeiſter der 4ten Escadron des 6ten Chevauxlegers-Regiments adreſſirte Brief, mit welchem in der Hand Kaspar zu Nürnberg auftrat, war nach Form und Inhalt folgender:

Von der Bayerſchen Gränz daß Orte
iſt unbenannt 1828.

Hochwohlgebohrner Herr Rittmeiſter!

„Ich ſchücke ihner ein Knaben, der möchte ſeinen König getreu dienen, verlangte Er, dieſer Knabe iſt mir gelegt worden 1812 den 7. Oktober, und ich ſelber, ein armer Taglöhner, ich habe auch ſelber 10 Kinder, ich habe ſelber genug zu thun, daß ich mich fortbringe, und ſeine Mutter hat nur um die erziehung daß Kind gelegt, aber ich habe ſein Mutter nicht erfragen können, jetzt habe ich auch nichts geſagt, daß mir der Knabe gelegt iſt worden, auf den Landgericht. Ich habe mir gedenkt, ich müßte ihn für mein Sohn haben, ich habe ihn Chriſtlichen Erzogen, und habe ihn Zeit 1812 Keinen Schritt weit aus den Haus gelaſſen daß Kein Menſch nicht weiß davon wo Er auferzogen iſt worden, und er ſelber weiß nichts wie mein Hauß heißt, und daß ort weiß er auch nicht, ſie derfen ihm

ſchon fragen, er kann es aber nicht ſagen, daß leſſen und ſchreiben habe ich ihm ſchon gelehrt er kann auch mein Schrift ſchreiben wie ich ſchreibe, und wan wir ihm fragen was er werde, ſo ſagte er will auch ein Schwoliſche werden waß ſein Vater geweſen iſt, will er auch werden, wen er Eltern hätte wie er keine hate wer er ein gelehrter Burſche worden. Sie derfen im nur was zeigen ſo kan er es ſchon. Ich habe im nur bis Neumark geweißt da hat er ſelber zu ihnen hingehen müſſen ich habe zu ihm geſagt wenn er einmal ein Soldat iſt, kome ich gleich und ſuche ihm heim ſonſt häte ich ihn nicht von mein Hals gebracht.

Beſter Herr Rittmeiſter ſie derfen ihm gar nicht tragtiren er weiß mein Orte nicht wo ich bin, ich habe in mitten bei der nacht fort gefürth er weiß nicht mehr zu Hauß.

Ich empfehle mich gehorſamt Ich mache mein Namen nicht kentbar den ich konte geſtraft werden.

Und er hat Kein Kreuzer Geld nicht bei ihm weil ich ſelber nichts habe wen Sie im nicht Kalten (behalten) ſo müſſen Sie im abſchlagen oder in Raufang aufhenggen."

In dem Brief lag ein auf einem Octavblättchen mit lateiniſchen Buchſtaben geſchriebener Zettel, Nachſtehendes enthaltend:

„Das
Kind ist schon getauft
sie Heisst Kaspar ir Schreib
name missen sie im selber
geben das Kind möchten

Si aufziehen sein Vater
ist ein Schwolische gewesen
wen er 17 Jahr alt ist so
schicken si im nach Nürnbe
rg zu 6ten Schwollische
Regiment da ist auch sein
Vater gewesen ich bitte um
die Erzihung bis 17 Jahre
geboren ist er im 30. Aperil
1812 im Jahre ich bin ein
armes Mägdelein ich kan
das Kind nicht ernehren
sein Vater ist gestorben."

Beim Vergleichen der Handſchrift des Briefes mit jener des Zettels ergab ſich, obgleich letzterer mit lateiniſchen und jener mit deutſchen Buchſtaben geſchrieben iſt, eine große Aehnlichkeit zwiſchen beiden Schriftzügen. Auch ſind beide offenbar mit derſelben Tinte geſchrieben, woraus ſich wohl die Folgerung machen läßt, daß der Zettel nicht 16 Jahre früher als der Brief geſchrieben worden iſt, da ſonſt die Tinte eine ganz andere Farbe als diejenige, womit der Brief geſchrieben, angenommen haben würde.

Aus dem Briefe ſelbſt geht hervor, daß derjenige, der den Kaspar Hauſer eingeſperrt hielt, mit dem Herrn Rittmeiſter gut bekannt war, ſeinen Charakter, ſeinen Stand und Verhältniſſe gut wußte. Die äußere Ueberſchrift konnte wohl einem jeden Unbekannten ſo gegeben werden, indem man einem jeden Offizier oder ſonſt einem gebildeten Manne aus bürgerlichem Stande dieſen Titel gibt, wodurch er ſeine Bekanntſchaft mit dem Herrn Rittmeiſter verdecken wollte.

Ganz anders aber lautet die inwendige Aufſchrift, durch welche es ſich gleich ergibt, daß er wohl wußte, daß der Rittmeiſter vom Adel ſtamme, und ihn mit „Hochwohlgeboren“ betitelte.

„Ich ſchicke ihnen einen Knaben, der möchte ſeinen König getreu dienen.“

Warum ſchickte er ihn gerade zu dieſem Rittmeiſter, da außer dieſem noch drei andere in Nürnberg garniſonirten, und er einem Jeden von denſelben den Knaben unbekannter Weiſe zuſchicken konnte; außerdem iſt zu bemerken, daß in Nürnberg der Stab des 6ten Chevauxlegers-Regiments anweſend war.

Der Herr Oberſt, ein äußerſt gütiger Mann und Menſchenfreund, würde den Kaspar Hauſer, wenn deſſen Vater ein Chevauxlegers war, gewiß angenommen haben; denn nur der Oberſt hat bekanntlich die Macht, Rekruten anzunehmen, und nicht der Rittmeiſter, das wußte dieſer nur zu gut, indem er ſelbſt Soldat war.

„Dieſer Knabe iſt mir gelegt worden 1812.“

Hier hätte er ſagen ſollen: Im Jahre 1812 iſt dieſer Knabe geboren und nicht gelegt worden; denn das iſt der Jahrgang, in welchem Kaspar Hauſer wirklich geboren worden iſt. Er hat ihn aber erſt 1816 erhalten.

„Und ich ſelber, ein armer Taglöhner, ich habe auch ſelber 10 Kinder, ich habe ſelber genug zu thun, daß ich mich fortbringe, und ſeine Mutter hat nur um die erziehung daß Kind gelegt, aber ich habe ſein Mutter nicht erfragen können.“

Daß ihm das Kind gelegt worden, daß er ein armer Taglöhner mit einer Familie von 10 Kindern sey, iſt eine Lüge, nur ein Blendwerk für diejenigen, die von der Sache keine Wiſſenſchaft haben, um ſelbige irre zu führen; denn als er dieſes Kind in ſeine Hände bekommen hat, um es bei Seite zu ſchaffen, war er noch ein junger lediger Burſche von 26 Jahren. Um die Mutter des Kindes hatte er gar keine Urſache zu fragen gehabt, denn er wußte ja von wem er den Knaben erhalten hatte. —

„Jetzt habe ich auch nichts geſagt, daß mir der Knabe gelegt iſt worden, auf den Landgericht.“

Aus dieſem geht hervor, daß er ſchon damals weitere Abſichten mit dem Kinde hatte. —

„Ich habe mir gedenkt ich müßte ihm für mein Sohn haben.

Wenn er dieſes gedacht haben würde, ſo würde er ihn gewiß beim Landgerichte oder wenigſtens bei ſeinem Ortsvorſteher angezeigt haben, und würde dadurch für ſolch ein gutes Werk der Barmherzigkeit eher belobt als beſtraft worden ſeyn. —

„Ich habe ihm Chriſtlichen Erzogen.“

Der Schurke hat ihm weder von Gott, noch weniger vom Chriſtenthum je etwas geſagt. Sollten die vielen mitgegebenen katholiſchen Gebete etwa das Chriſtenthum beweiſen?

„Und habe ihn Zeit 1812 Keinen Schritt weit aus den Haus gelaſſen daß Kein Menſch nicht weiß davon, wo Er auferzogen iſt worden.“

Warum denn ſo ein Geheimniß über ſeine Auferziehung, wenn darunter keine ſtrafbare Sache obwaltet?

„Und Er ſelber weiß nichts wie mein Hauß heißt und daß ort weiß er auch nicht, ſie derfen ihm ſchon fragen er kann es aber nicht ſagen.“

Hier hatte er die Wahrheit geſprochen; denn aus dieſem Grunde hatte er ihn ſtumm erzogen, damit er nichts verrathen konnte. Alle dieſe Geheimniſſe ſind ſchon ſeiner Schurkerei vorangegangen.

„Daß leſſen und ſchreiben habe ich ihm ſchon gelehrt er kann auch meine Schrift ſchreiben wie ich ſchreibe.“

Ja, den Spottnamen Kaspar Hauſer hat er ihm ſchreiben gelehrt, damit derſelbe in der Zukunft mit dieſem Namen genannt werde, und er ſeine Spur nicht verlieren könne.

„Wenn er Eltern häte wie er keine hate wer er ein gelehrter Burſche worden.“

Dadurch wollte er das Gewiſſen derjenigen aufwecken, die dieſen Knaben ſchon als Kind ſo unbarmherzig von ſich weggeſtoſſen haben. —

„Ich habe im nur bis Neumark geweißt da hat er ſelber zu ihnen hingehen müſſen.“

Damit wollte er dem Herrn Rittmeiſter zu verſtehen geben, daß er ſich immer um ſeinen Aufenthaltsort bekümmert habe; denn der Herr Rittmeiſter war früher beim Cuiraſſier-Regimente, und wurde erſt im Jahre 1825 mittels Tauſch mit einem Chevauxlegers-Rittmeiſter zur 4ten Eskadron des 6ten Chevauxlegers-Re-

giments nach Neumarkt verſetzt, und von da ein Jahr ſpäter mit der 4ten Eskadron nach Nürnberg. —

Neumarkt iſt ein kleines Städtchen, wo nur immer 2 Eskadronen Chevauxlegers liegen, und iſt von Nürnberg 8 Poſtſtunden entfernt. Wie hätte der arme Kaspar Hauſer ſo weit allein gehen können, da er weder gehen noch ſprechen konnte. Auch hatte er ja, wie es ſpäter im Brief lautete, „keinen Kreuzer Geld.“ Wovon ſollte ein ſo junger Menſch, der einen ſolch weiten Weg von Neumarkt nach Nürnberg machen ſoll, ohne Zehrung aber nicht machen kann, gelebt haben? Er müßte nur das Mitleid fremder Menſchen in Anſpruch nehmen, dadurch wäre aber durch die gewöhnlichen mitleidigen Fragen um ſeine Herkunft ꝛc., welche er aber nicht hätte beantworten können, die Spur ſeines Weges gefunden worden, indem er dadurch Aufmerkſamkeit erregt haben würde, und eher als in Nürnberg verhaftet worden wäre. Dieſes kann der Schurke nur ſolchen Leuten erzählen, die nicht wiſſen, wie weit die Entfernung dieſer Plätze iſt, und wie die Beſchaffenheit des Kaspars damals war.

„Beſter Herr Rittmeiſter ſie derfen ihm gar nicht tragtiren er weiß mein Orte nicht wo ich bin, ich habe im mitten bei der nacht fort geführth er weiß nicht mehr zu Hauß.“

Wie vertraulich ſpricht er nicht jetzt mit dem Herrn Rittmeiſter, fürchtet ſich ſogar, dieſer würde den Kaspar im Zorne mißhandeln, durch das gibt er ihm ſogleich zu verſtehen, daß er ihn bei der Nacht weggeführt hat, und daß kein Menſch von ſeinem frühern

Aufenthalt, wie auch jetzt von ſeinem nächtlichen Wegſchaffen etwas weiß.

„Ich empfehle mich gehorſamt Ich mache mein Namen nicht Kentbar den ich konte geſtraft werden.“

Warum denn geſtraft werden? Wenn das alles ſo wahr iſt, wie er ſagt, dann hat er ja nichts Böſes gethan. Dem Herrn Rittmeiſter brauchte er ſeinen Namen nicht zu ſchreiben, dieſer hat ihn wohl ſchon errathen.

Wie paßt aber dieſe gehorſame Empfehlung mit der nachfolgenden Nachſchrift zuſammen? —

„Und er hat Kein Kreuzer Geld nicht bei ihm weil ich ſelber nichts habe wen Sie im nicht Kalten (behalten) ſo müſſen Sie in abſchlagen oder in Raufang aufhenggen.“

Darf ein armer Taglöhner, der ein angenommenes Kind einem unbekannten, jedoch vornehmen Herrn übergeben wollte, demſelben mit einer ſolchen Grobheit, oder faſt zu ſagen, mit einer Drohung begegnen? Ferner wollte er ſagen, ich habe ihn nicht umgebracht, wollen Sie ihn nicht behalten, ſo können ſie ihn ſelbſt von der Welt ſchaffen.

Daß der dem ſo eben zergliederten Briefe beigelegene Zettel vom Verfaſſer dieſes Briefes ſelbſt, und nicht von einem Mädchen geſchrieben worden iſt, beweiſt ſchon hinlänglich die nur etwas verſtellte Handſchrift, das gleiche Papier und die gleiche Tinte, was ſich auch ſogleich bei der erſten Unterſuchung ergeben hat.

„Das
Kind ist schon getauft
sie Heisst Kaspar in Schreib
name misen si im selber geben.“

Den Namen Kaſpar Hauſer hat er ihm ſelbſt gegeben.

„Das Kind möchten
Si aufzihen sein Vater
ist ein Schwolische gewesen.“

Daß deſſen Vater vor 17 Jahren bei dem Chevaux=legers=Regiment war, iſt erlogen.

„Wenn er 17 Jahr alt ist so
schicken sie im nach Nürnbe-
rg zu 6ten Schwolische
Regiment da ist auch sein
Vater gewesen.“

In der Rechnung hat er ſich auch geirrt; denn von 1812 bis 1828 war er erſt 16 und nicht 17 Jahre alt.

„Ich bitte um
die erzihung bis 17 Jahre
geboren ist er im 30. April 1812.“

Das Mädchen müßte einen prophetiſchen Geiſt gehabt haben, wenn es ſchon im Jahre 1812 ihm aufgetragen hätte, den Knaben, wenn er 17 Jahre alt iſt, nach Nürnberg zu dem 6ten Chevauxlegers=Regiment zu bringen, bei dem ſein Vater geweſen war. Dieſes Regiment iſt 1812 in Bamberg gelegen, von da 1813 nach Frankreich marſchirt, und von dort aus bei ſeiner Rückkehr erſt im Jahre 1815 nach Nürnberg verlegt worden. Daß Kaſpar Hauſer im Jahrgange 1812 geboren wurde, iſt richtig, aber nicht im Monate April. Dieſen Monat hat der Burſche abſichtlich genannt, um damit

nicht nur den Kaspar, ſondern das ganze Publikum zum Aprilnarren zu machen. —

Das Waſſerzeichen im Papier des Briefes heißt J. Reindel, welcher eine Papiermühle in Mühldorf, königl. Landgerichts Schwabach im Rezatkreiſe, beſitzt; nach dieſem Waſſerzeichen hätten die Nürnberger Herrn in dem Schwabacher Landgerichte und in deſſen Umgebung nachſuchen, und nicht erſt Nachfrage halten ſollen, ob nicht an einem anderen Orte ſich eine Papiermühle befindet, welche dasſelbe Waſſerzeichen im Papiere führt.

Sie würden dann gewiß das Behältniß, wo Kaspar Hauſer aufbewahrt war, gefunden haben, weil von dieſer Seite auch der Weg nach Nürnberg zum Spittlerthor, ſowie auch zu dem Hallerthürl ein am nächſten führt. —

Die früher bezeichneten Gegenſtände, welche Kaspar bei ſich hatte, waren an und für ſich ſehr unbedeutend, mit Ausnahme eines deutſchen Schlüſſels, eines Paketchen Goldſands und einiger weiß und blau geblümten Stücke entweder von Leinwand oder Kattun, welche Hauſers Führer ihm nicht umſonſt mitgegeben hat; denn dieſe 3 Gegenſtände waren weder zum Gebet, noch zur Spielerei geeignet, wohl aber demjenigen, der ihn als Kind dem Manne zum Einſperren übergeben hat, zur Einſicht, daß dieſe Stücke mit dem ihm übergebenen Kinde in einem Verbündniſſe ſtanden. Der Schlüſſel hat beſtimmt zu dem unterirdiſchen Behältniß gehört, wo Kaspar Hauſer eingeſperrt war; den Goldſand, der von den Briefen herrührte, die zwiſchen der Mutter und dem Vater des jungen Menſchen gewechſelt wurden, und die er zu beſtellen hatte, ſam-

melte er ſich ſchon von früheſter Zeit her, und gab ihn dem Hauſer blos zur Erinnerung an die vorige Zeit mit. Die blauen und weißen Flecken waren ohne Zweifel von dem Kleide des Kindes, welches dasſelbe anhatte, als er es in ſeine Hände bekam. —

Ob ihm dieſes Kind iſt übergeben worden, um es umzubringen, oder ſelbiges auf die Seite zu ſchaffen, iſt noch nicht ermittelt. Im erſten Fall mußte der Burſche zu chriſtlich oder zu feig geweſen ſeyn, um dieſes zu vollziehen. Oder war es ihm übergeben, um es einzuſperren, daß es nach und nach abſterben ſollte; dann hat Kaspar nur allein dieſem Menſchen die Erhaltung ſeines Lebens zu verdanken gehabt.

Die oben erwähnten Gegenſtände machen darauf aufmerkſam, daß dieſer Menſch ſchon von allem Anfang an ſich darauf vorbereitet hat, wenn das Kind bei ſeiner Einſperrung und ſchlechten Koſt am Leben bleiben ſollte, es mit der Zeit demjenigen, dem es angehört, wieder zurückzuſtellen, um auf ſeine Seele keinen Mord zu laden. Er hat das Kind geſäubert, und alle nothwendigen Bedürfniſſe ihm beigebracht.

So lange Kaspar Hauſer klein war, war es leicht, ihn zu verbergen, nun aber, da er ſo weit erwachſen war, und der Mann immer befürchten mußte, daß er durch einen Lärmen oder ſonſt was immer verrathen werden konnte, hat er ſeiner eigenen Sicherheit willen ſich darauf vorbereitet, ihn bei erſter beſter Gelegenheit wegzuſchaffen. Da er, wie ſich aus dem Briefe zur Genüge zeigt, den Herrn Rittmeiſter kannte, ſo hat er ihn an dieſen in der Hoffnung überſendet, daß er da in ſichere Hände komme. —

Hätte ihn der Herr Rittmeiſter behalten, und darüber mit dem Herrn Bürgermeiſter und dem Vorſtande der Anſtalt, wo die verwahrloſten Knaben in Nürnberg erzogen werden, geſprochen, ſo hätte Kaspar Hauſer da aufgenommen, und, ohne entdeckt zu werden, zu einem guten brauchbaren Manne gebildet werden können. Auf dieſe Weiſe wären alle Aufrühre und Spektakel verhindert worden, das unſchuldige Blut wäre nicht gefloſſen, und der Unglückliche könnte noch am Leben ſeyn. —

Der unterm 7. Juli 1828 herausgegebenen Schrift fügte der Herr Bürgermeiſter Binder noch eine öffentliche Bekanntmachung bei, worin er das Leben und Leiden Hauſers ſchilderte, und alle Behörden zur Mitwirkung Behufs der nähern Ermittlung der an ihm verübten Verbrechen und ihrer Urheber aufforderte. In dieſem Umlaufſchreiben, welches überall die lebhafteſte Senſation erregte, und den Findling zu einem Gegenſtande des höchſten Intereſſes im In- und Auslande machte, ſpricht der Verfaſſer ſeine Anſichten und in Bezug auf die Individualität Hauſers ſich folgendermaſſen aus: „Wenn dieſes in ſeiner Art vielleicht einzige, in Akten noch nicht vorgekommene Beiſpiel unbarmherziger, unmenſchlicher Behandlung jedes menſchlich fühlende Herz ergreift, ſo möge auch der ſcharf prüfende Verſtand in nachfolgenden, treu gegebenen Zügen die lautere Wahrheit dieſes Falles erkennen. Die weiche Hand unſers Findlings, die einfache Koſt, die er bei äußerem, geſundem Anſehen und wohlgenährtem Körper mit dem größten Abſcheu vor jeder andern nahe oder fern ihm dargebotenen, oder auch verſuchten, und

ſogleich mit wahrem Eckel zugewieſenen Koſt noch bis zur Stunde genießt, die Empfindlichkeit ſeiner Geruchs- und Geſchmacksnerven gegen die einfachſten Gegenſtände, z. B. Blumen, Erdbeeren, Milch, die auf andere Menſchen keinen Eindruck machen — der mit ſeinem dem Anſchein nach ſtarken, aber zufolge angeſtellter Verſuche ſehr ſchwachen, an die Kräfte eines achtjährigen Kindes nicht hinreichenden Körper ebenfalls im Widerſpruch ſtehende, langſame, ſchwankende und ihn anſtrengende Gang, der ihn in das Alter eines Kindes von zwei Jahren verſetzt, die Nervenſchwäche, die ſich bei kleinen Anſtrengungen durch momentanes Zittern der Hände und Zucken der Geſichtsmuskeln ausſpricht, der zwar helle und weittragende, aber nicht kräftige, gegen den Eindruck des Tageslichts ſehr empfindliche Blick, die Neigung, ſolchen auf die Erde zu richten, wie die Neigung zur Einſamkeit, eine gewiſſe Unbehaglichkeit im freien, großen Reiche der Natur und unter vielen Menſchen, die Abneigung gegen großes Geräuſch und Lärm, die Dürftigkeit in Worten, Vorſtellungen und Begriffen von allen ſinnlichen und überſinnlichen Gegenſtänden im auffallenden Contraſte mit dem ſichtbaren Beſtreben, ſich verſtändlich zu machen und zu verſtehen, und die Weiſe, nur in kurzen abgebrochenen Sätzen zu ſprechen — dieſe wichtigen Erſcheinungen laſſen mit vollem Rechte ſchließen, daß er viele, viele Jahre lang mit Ausſchließung von aller menſchlichen Geſellſchaft widerrechtlich eingekerkert geweſen iſt. —

Sein reiner, offener, ſchuldloſer Blick dagegen, die breite, hohe Stirn, die höchſte Unſchuld der Natur, die keinen Geſchlechtsunterſchied kennt, nicht einmal

ahnet, und erſt jetzt die Menſchen nach den Kleidern zu unterſcheiden gelernt hat, ſeine unbeſchreibliche Sanftmuth, ſeine alle ſeine Umgebungen anziehende Herzlichkeit und Gutmüthigkeit, in der er anfangs immer nur mit Thränen, und jetzt nach eingetretenem Gefühl der Freiheit mit Innigkeit ſelbſt ſeines Unterdrückers gedenkt, die zuerſt in heißer Sehnſucht nach ſeiner Heimath, ſeinem Kerker und ſeinem Kerkermeiſter beſtandene, dann aber in wehmüthige Erinnerung übergegangene, und erſt jetzt durch liebevolle Behandlung allmählig verſchwindende Anhänglichkeit an das Vergangene, die eben ſo aufrichtige als rührende Ergebenheit an alle diejenigen, welche häufig mit ihm umgehen, und ihm Gutes erweiſen, ſein Vertrauen aber auch gegen alle andere Menſchen, ſeine Schonung des kleinſten Inſekts, ſeine Abneigung gegen Alles, was einem Menſchen oder Thiere nur den leiſeſten Schmerz verurſachen könnte, ſeine unbedingte Folgſamkeit und Willfährigkeit zu allem Guten, eben ſo ſehr als ſeine Freiheit von jeder Unart und Untugend, verbunden gleichwohl mit der Ahnung deſſen, was böſe iſt, — und endlich ſeine ganz außerordentliche Lernbegierde, durch die er mit Hülfe eines eben ſo ſchnell faſſenden als treuen Gedächtniſſes ſeinen Wörtervorrath, der anfangs kaum in 30 Wörtern beſtand, bereichert, und bereits Vorſtellungen und Begriffe von vielen Gegenſtänden — deren er außer denen, welche in ſeinem Kerker waren, keine kannte — und jetzt auch von Zeit und Raum erlangt hat; ſeine ganz beſondere Vorliebe für die ihm früher ganz unbekannt geweſene Muſik und das Zeichnen, ſeine Neigung und Geſchicklichkeit; beide zu erlernen, und ſeine ganz ungewöhnliche Ordnungsliebe und Reinlichkeit, — ſo

überhaupt ſein ganz kindliches Weſen und ſein reines, unbeflecktes Innere — dieſe wichtigen Erſcheinungen zuſammen geben in demſelben Maaße, in welchem ſie ſeine Angaben über ſeine widerrechtliche Gefangennehmung unterſtützen und bekräftigen, die volle Ueberzeugung, daß die Natur ihn mit den herrlichſten Anlagen des Geiſtes, Gemüthes und des Herzens reich ausgeſtattet hat. —

Der Umſtand, daß er im Kerker mit ſeinen Spielſachen ſprechen konnte, ehe er den Unbekannten geſehen, und von ihm Unterricht in der Sprache erhalten hat, beweiſet aber auch zugleich, daß das Verbrechen an ihm ſchon in den erſten Jahren der Kindheit, vielleicht im 2ten bis 4ten Jahre ſeines Alters, und daher zu einer Zeit angefangen wurde, wo er ſchon ſprechen konnte, und vielleicht ſchon der Grund zu einer edlen Erziehung gelegt war, die gleich einem Stern in der dunkeln Nacht ſeines Lebens aus ſeinem ganzen Weſen hervorleuchtete.

Nebſt den Bemerkungen des Herrn Bürgermeiſters Binder, die wir ſo eben mitgetheilt haben, wird es den verehrten Leſern nicht unangenehm ſeyn, auch die theilnehmenden Bemerkungen des Herrn Präſidenten von Feuerbach zu vernehmen, die derſelbe über Kaspar Hauſer gemacht hat, als ſich dieſer noch im Thurme befand. Sie lauten folgendermaßen:

Schon war Kaspar Hauſer weit über einen Monat zu Nürnberg, als ich unter den neueſten Neuigkeiten von dieſem Findling erzählen hörte.

Amtliche Anzeigen über dieſes Ereigniß waren den oberſten Behörden der Provinz noch nicht zugekommen. Blos als Privatmann aus menſchlichem und wiſſenſchaftlichem Intereſſe begab ich mich daher am 11. Juli 1828 nach Nürnberg, um dieſe in ihrer Art einzige Erſcheinung zu beobachten.

Kaspar hatte damals noch immer ſeine Wohnung auf dem Luginsland am Veſtnerthore, wo Jedermann zu ihm gelaſſen wurde, der ihn zu beſehen Luſt hatte. — Wirklich genoß Kaspar vom Morgen bis zum Abend eines immerwährenden Zuſpruchs. —

So machte ich mich denn in Begleitung des Herrn Obriſten von D., zweier Damen und zweier Kinder ebenfalls zu ihm auf den Weg, und traf glücklicherweiſe eine Stunde, wo der Schauplatz keinen andern Zuſpruch hatte.

Kaspars Wohnung war ein kleines, doch reinliches, helles Stübchen, deſſen Fenſter ins Freie geht, wo ſich dem Aug eine weite freundliche Landſchaft darbietet. Wir trafen ihn baarfuß, mit ein Paar alten langen Beinkleidern bekleidet, übrigens blos im Hemde.

Die Wände des Zimmers, ſo weit man reichen konnte, hatte ſich Kaspar mit gemalten Bilderbogen — Geſchenke der vielen Beſuchenden — ausgeſchmückt. Er klebte ſie jeden Morgen von neuem mit ſeinem damals wie Leim zähen Speichel an die Wand, und nahm ſie, ſobald es dämmerig wurde, wieder herab, um ſie neben ſich zuſammenzulegen. Auf der an den Wänden umherlaufenden, feſtgemachten Bank befand ſich in der

Ecke ſein Bett — ein Strohſack mit einem Kopfkiſſen und einer wollenen Decke. —

Der ganze übrige Raum der Bank war dicht mit einer Menge des mannichfaltigſten Kinderſpielzeuges, mit Hunderten bleierner Soldaten, mit hölzernen Hündchen, Pferdchen und andern Nürnbergerwaaren überdeckt. Bei Tag beſchäftigte er ſich jetzt ſchon wenig damit; doch machte er ſich noch die geringe Arbeit, alle dieſe Sachen und Sächelchen Abends ſorgfältig zuſammenzulegen, dann ſogleich nach ſeinem Erwachen wieder auszupacken und in eine gewiſſe Ordnung neben einander zu reihen. Der Wohlthätigkeitsſinn der wackern Nürnberger hatte ihn überdieß mit mehreren Kleidungsſtücken beſchenkt, die er unter ſeinem Kopfkiſſen verwahrte, und uns mit kindiſchem Behagen, nicht ohne einige Eitelkeit vorzeigte. Auf der Bank, unter den Spielſachen lagen auch verſchiedene Geldſtücke umher, denen er aber keine Aufmerkſamkeit ſchenkte. Ich nahm davon einen beſchmutzten Kronenthaler und einen noch ganz neuen Vierundzwanziger in die Hand, ihm andeutend, welches von beiden Stücken er am liebſten habe? Er wählte das kleine, glänzende, das große nannte er garſtig, und machte dabei die Miene des Widerwillens. Als ich ihm begreiflich zu machen ſuchte, daß gleichwohl das größere Stück mehr werth ſey, und daß man dafür bei weitem mehr ſchöne Sachen bekommen könne, als für das kleine, horchte er zwar aufmerkſam zu, verfiel auch ſogleich in ſtarres Nachdenken, gab mir aber zuletzt zu erkennen, daß er nicht wiſſe, was ich ſagen wolle.

Seine Augen wendete er, ſo viel er nur konnte,

vom hellen Tageslicht ab. Dem vom Fenſter her gerade einfallenden Sonnenſtrahl wich er auf das ſorgfältigſte aus. Hatte einmal zufällig ein ſolcher Strahl ſeine Augen getroffen, ſo blinzte er heftig, runzelte die Stirn, und verrieth unverkennbar Schmerzen; ſeine Augen waren überdieß etwas entzündet und zeigten überhaupt große Empfindlichkeit gegen das Licht.

Die linke Hälfte ſeines in ſpäterer Zeit vollkommen regelmäßigen Geſichts war damals auffallend von der rechten Seite desſelben verſchieden. Jene war merklich verzogen und verzerrt; öfters fuhren heftige Zuckungen wie Blitze darüber hin. An dieſen Zuckungen nahm ſtets die linke Seite des ganzen Körpers, beſonders der Arm und die Hand ſichtbaren Antheil. Wurde ihm etwas gezeigt, was ſeine Neugier in Bewegung ſetzte, ſprach man ein ihm auffallendes, nicht verſtändliches Wort, ſogleich ſtellten ſich dieſe Zuckungen ein, die meiſtentheils zuletzt in eine Art von Erſtarrung übergingen. Er ſtand dann unbeweglich da, keine Muskel des Geſichts regte ſich, die Augen ſtierten ohne zu blinzeln wie leblos vor ſich hin, er ſtellte eine Bildſäule vor, die weder ſieht noch hört, und durch keine äußern Eindrücke zu einer Lebensregung geweckt werden kann. Dieſen Zuſtand konnte man an ihm beobachten, ſo oft er über etwas nachſann, ſo oft er zu einem neuen Wort den entſprechenden Begriff, zu einem neuen Ding das entſprechende Wort ſuchte, oder irgend etwas ihm noch Unbekanntes an ſchon Bekanntes anzuknüpfen, jenes aus dieſem ſich begreiflich zu machen beſtrebte. —

Die Neugier und der Wiſſensdurſt, ſo wie die eiſerne Beharrlichkeit, womit er bei einer Sache aushielt,

die er zu lernen oder zu begreifen ſich vorgeſetzt hatte, überſtiegen jede Vorſtellung, und waren in ihren Aeußerungen herzergreifend. Mit ſeinen Spielſachen beſchäftigte er ſich, wie ſchon früher bemerkt worden, des Tages über nicht mehr; ſeine Tagesſtunden füllte er mit Schreiben, Zeichnen und anderen Lehrgegenſtänden aus, womit ihn Profeſſor Daumer beſchäftigte. Bitter beklagte er ſich gegen uns, daß die vielen Leute, die ihn immer beſuchten, ihm keine Ruhe ließen, und er nichts lernen könne. Rührend war es, ſeinen oft wiederkehrenden Jammer darüber zu hören, daß die Leute auf der Welt ſo vieles wiſſen, und er ſo vieles noch gar nicht gelernt habe. Eine ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen nächſt dem Schreiben war das Zeichnen, zu welchem er eben ſo viel Fähigkeit als Beharrlichkeit mitbrachte. Seit mehreren Tagen hatte er es ſich zur Aufgabe gemacht, das lithographirte Bildniß des Herrn Bürgermeiſters Binder abzuzeichnen. Ein ganzer großer Pack Quartblätter war mit dieſen Kopieen vollgezeichnet; ſie lagen, wie ſie allmählig entſtanden waren, in langer Reihenfolge geordnet aufeinander. Ich gieng ſie einzeln durch; die erſten Verſuche glichen ganz den Bildern unſerer kleinen Kinder, die ein Geſicht gezeichnet zu haben meinen, wenn ſie eine Figur, welche ein Oval vorſtellen ſoll, mit einem Paar rundlichen Schnirkel, nebſt einigen langen und Querſtrichen darin auf ein Papier hingeſudelt haben. Allein faſt in jedem der folgenden Verſuche waren Fortſchritte ſichtbar, ſo daß allmählig jene Striche einem Menſchengeſicht immer ähnlicher wurden, und endlich das Original, obgleich noch ziemlich unvollkommen und roh, bis zur Kenntlichkeit darſtellten. Ich äußerte ihm über ſeine

ſpäteſten Verſuche meinen Beifall; er aber zeigte ſich nicht befriedigt, und gab mir zu verſtehen, er werde das Bild noch gar vielmal abzeichnen müſſen, bis es ganz recht ſey, dann werde er es dem Herrn Bürgermeiſter ſchenken.

Mit ſeinem Leben auf der Welt zeigte er ſich nichts weniger als zufrieden, er ſehnte ſich zu dem Mann zurück, bei dem er immer geweſen. Zu Haus (in ſeinem Loch), äußerte er, habe er niemals ſo viele Schmerzen im Kopf gehabt, und man habe ihn nicht ſo gequält, wie jetzt auf der Welt. Er deutete damit auf die Unbehaglichkeiten und Schmerzen, welche die vielen, ihm ganz ungewohnten, neuen Eindrücke, die verſchiedenen ihm widrigen Gerüche u. ſ. w. verurſachten, wie auf die vielen Beſuche der Neugierigen, ihr ewiges Fragen, und manche ihrer unbeſonnenen, nicht eben humanen Experimente. Dem Manne, bei dem er immer geweſen, hat er daher auch weiter nichts vorzuwerfen, als, daß er noch nicht gekommen, um ihn wieder nach Haus zu bringen, und daß er von ſo viel ſchönen Sachen auf der Welt ihm gar nichts gezeigt, noch geſagt habe. Er will ſo lange in Nürnberg bleiben, bis er gelernt, was der Herr Bürgermeiſter und der Herr Profeſſor (Daumer) wiſſen; dann ſoll ihn der Herr Bürgermeiſter nach Haus bringen, und dann will er dem Mann zeigen, was er unterdeſſen gelernt hat. Als ich ihm hierauf äußerte, wie er doch zu dem böſen abſcheulichen Mann wieder zurück möge? fuhr er mich ſanft zürnend mit den Worten an: „Mann nit böſ, Mann mir nit böſ thau.“

Höchſt auffallend und ganz unerklärbar bei dieſem

Menſchen war die bis zur Pedanterei getriebene Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit. Von den vielen hundert Dingen ſeines kleinen Haushalts hatte ein jedes ſeinen beſtimmten Platz, wurde gehörig zuſammengepackt, ſorgfältig auseinandergelegt, ſymmetriſch geordnet u. ſ. w. Unreinlichkeit oder was er dafür hielt, war ihm an ihm ſelbſt wie an Andern ein Abſcheu. Er bemerkte faſt jedes Stäubchen auf unſern Kleidern, und als er auf meiner Halskrauſe einige Körner Schnupftabak ſah, machte er mich darauf mit Unwillen aufmerkſam, mir haſtig andeutend, daß ich dieſe garſtigen Dinge wegwiſchen möge. —

Brachte der faſt ununterbrochene Umgang mit den Vielen, die ſich den ganzen Tag über zu Kaspar hindrängten, den nicht zu verkennenden Gewinn, daß er auf kurzem Weg mit vielerlei Dingen und Worten bekannt wurde, und bald im Verſtehen und Sprechen verhältnißmäßig Fortſchritte machte, ſo war doch offenbar das Allerlei von Menſchen, deren Maſſen Kaspar Hauſer preisgegeben war, nicht wohl geeignet, eine naturgemäße Entwickelung dieſes verwahrlosten Jünglings zu fördern. Wohl mochte keine Stunde des Tags vergehen, die ihm nicht von dieſer oder jener Seite her etwas Neues zugeführt hätte. Was ihm aber auf dieſe Weiſe zukam, konnte doch nicht zum kleinſten Ganzen ſich geſtalten; alles Zuſammengenommene häufte ſich nur als ein ungeordnetes, zerſtreutes, buntes Allerlei von hundert und tauſend Halb= und Viertels-Vorſtellungen und Gedanken=Bruchſtücken auf= und nebeneinander. Wurde ſo die leere Tafel ſeiner Seele bald genug beſchrieben, ſo wurde ſie doch auch wohl

zugleich nur zu bald mit zum Theil ſogar nichtswürdigen Dingen überfüllt, entſtellt und verwirrt. Der ungewohnte Eindruck des Lichts und der freien Luft; das befremdende, meiſtens auch ſchmerzerregende Mancherlei, welches unaufhörlich zu gleicher Zeit auf alle ſeine Sinne einſtrömte; die Kraftanſtrengung, womit ſeine wiſſensdurſtige Seele ſich aus ſich ſelbſt gleichſam herauszuarbeiten ſtrebte, alles Neue, was ſich ihr bot, — Alles war ihm neu — zu erfaſſen, zu umklammern und heißhungrig gleichſam in ſich hineinzuſchlingen ſich abarbeitete; dieſes alles war mehr, als ein ſchwächlicher Körper und ein zartes, beſtändig gereiztes und überreiztes Nervenſyſtem ertragen konnte. Ich brachte von meinem Beſuch bei Kaspar am 11. Juli die Ueberzeugung mit mir zurück, welche ich auch am gehörigen Ort geltend zu machen ſuchte, daß Kaspar Hauſer entweder an einem Nervenfieber ſterben, oder in Wahnſinn oder Blödſinn untergehen müſſe, wenn nicht bald ſeine Lage geändert werde. Nach wenigen Tagen gingen meine Beſorgniſſe zum großen Theil in Erfüllung. Kaspar wurde krank, wenigſtens ſo kränklich, daß eine gefährliche Krankheit zu befürchten ſtand. Sein Arzt, Dr. Oſterhauſen, äußert ſich in ſeinem deshalb dem Stadtmagiſtrat erſtatteten, berichtlichen Gutachten über Hauſers damaligen Geſundheitszuſtand, wie folgt:

„Die mannichfaltigen Eindrücke, welche den bisher in einem Kerker lebendig begrabenen, von aller Welt abgeſchiedenen, ſich ſelbſt überlaſſenen Kaspar Hauſer ringsum beſtürmten, als er mit einem Male in die Welt und unter die Menſchen hineingeworfen wurde, und welche nicht einzeln, ſondern in Maſſe auf

ihn einwirkten, die verſchiedenartigſten Eindrücke der freien Luft, des Lichts, der ihn umgebenden Gegenſtände, die ihm alle neu waren, dann das Erwachen ſeines geiſtigen Ichs, ſeine aufgeregte Lern- und Wißbegierde, ſeine veränderte Lebensweiſe u. ſ. w., alle dieſe Eindrücke mußten ihn nothwendig gewaltſam erſchüttern und endlich, zumal bei ſeinem ſo ſehr empfindlichen Nervenſyſtem, ſeiner Geſundheit nachtheilig werden. — Ich fand ihn, als ich ihn wieder ſah, ganz verändert. Er war traurig, ſehr niedergeſchlagen und ermattet. Die Reizbarkeit ſeiner Nerven war krankhaft erhöht. Seine Geſichtsmuskeln zuckten beſtändig. Seine Hände zitterten ſo ſehr, daß er kaum etwas halten konnte. Seine Augen waren entzündet, konnten das Licht nicht vertragen und ſchmerzten ihn bedeutend, wenn er leſen oder einen Gegenſtand aufmerkſam betrachten wollte. Sein Gehör war ſo empfindlich, daß ſchon jedes laute Sprechen ihm heftige Schmerzen verurſachte, und er daher die Muſik, die er ſo leidenſchaftlich liebte, nicht mehr hören konnte. Er hatte Mangel an Eßluſt, mangelhaften, erſchwerten Stuhlgang, klagte über Beſchwerden im Unterleibe, und fühlte ſich durchaus unbehaglich. — Ich war nicht wenig wegen ſeines Zuſtandes beſorgt, da es nicht möglich war, ihm mit Arzneien beizukommen; theils weil er einen unbezwingbaren Abſcheu vor Allem, Waſſer und Brod ausgenommen, hatte, theils weil, wenn er auch welche hätte nehmen können, zu befürchten war, es möchte ſelbſt das indifferenteſte Mittel zu heftig auf ſeine ſo ſehr gereizten Nerven einwirken u. ſ. w.“

Kaspar Hauſer wurde deshalb am 18. Juli aus ſeiner Wohnung auf dem Thurm erlöſt, und dem an

Geiſt und Herz gleich vorzüglichen Gymnaſial-Profeſſor, Herrn Daumer, der ſich bisher ſchon der Unterweiſung und Bildung dieſes Menſchen väterlich angenommen hatte, zur Erziehung und häuslichen Pflege übergeben. Er fand in der Familie dieſes Mannes — einer würdigen Mutter und der Schweſter ſeines Erziehers — gewiſſermaßen den Erſatz für diejenigen Weſen, die ihm die Natur gegeben und Menſchenbosheit genommen hatte.

Auf den großen Andrang der Neugierigen, denen Kaspar Hauſer bisher im Thurm preisgegeben war, mag man aus dem einzigen Umſtand den Schluß ziehen, daß der Magiſtrat zu Nürnberg, ſobald Kaspar dem Profeſſor Daumer übergeben war, ſich veranlaßt ſah, am 19. Juli in öffentlichen Blättern folgendes Publicandum zu erlaſſen:

„Vom Magiſtrat der Stadt Nürnberg iſt der heimathloſe Kaspar Hauſer zur gehörigen Entwickelung ſeiner körperlichen und geiſtigen Kräfte einem beſondern, hiezu geeigneten Lehrer übergeben worden. Damit aber beide hierin keine Störung erleiden, und dem Kaspar die ihm in jeder Beziehung höchſt nöthige Ruhe zu Theil und erhalten werde, iſt der Erzieher angewieſen worden, keine Beſuche bei Hauſer mehr zuzulaſſen, und das geſammte Publikum wird daher hiermit ebenfalls angewieſen, ſich derſelben gänzlich zu enthalten, und ſich dadurch der Wegweiſung zu erheben, welche im Falle der Zudringlichkeit mit polizeilicher Hülfe erfolgen müßte.“

Kaspar Hauſer bekam zuerſt bei Profeſſor Daumer

ſtatt ſeines Strohlagers auf dem Thurm zur Schlafſtätte ein ordentliches Bett, was ihm ganz außerordentlich behagte. Oefters äußerte er: das Bett ſey das einzige Angenehme, das ihm noch auf dieſer Welt vorgekommen; alles übrige ſey gar ſchlecht.

Er hatte in der erſten Nacht, die er in dieſem Bette zubrachte, auch ſeinen erſten Traum, der damit zuſammenhieng, daß ſich in dieſer Nacht die Krankheit, in die er damals verfallen war, zur Beſſerung entſchied.

Herrn Bürgermeiſters Binder Gemahlin, zu der er eine ganz vorzügliche Zuneigung hatte, ſey, erzählte er, an ſein Bett gekommen, und habe ihn gefragt, wie er ſich befinde. Auf die Antwort: ſein Kopfſchmerz ſey noch nicht vergangen, habe ſie ihm entgegnet, er ſolle nur Geduld haben, es werde ſchon beſſer werden, habe ihm die Hand gereicht, ihn gegrüßt und ſich entfernt. Hierauf habe ſich etwas vom Kopf herab in die untern Theile ſeines Körpers geſenkt, der Kopfſchmerz ſey vergangen, und vor Freude habe er ſehr gelacht. Frau Bürgermeiſterin, behauptete er nun feſt, habe in der Nacht ſeinen Kopfſchmerz abgenommen.

Man ſuchte ihn davon zu überzeugen, daß dieſer Vorfall ein Spiel der Einbildungskraft geweſen, aber vergebens, er wiſſe es gewiß, daß Frau Bürgermeiſterin, ſagte er, bei ihm geweſen, er habe ihr ja die Hand gegeben, und ſie ſagte: Adieu, Kaspar!

Auch als die Dame ſelbſt erſchien, und jene Ausſagen beſtätigte, glaubte er ihr nicht, drückte ſich auch zuweilen mit komiſchem Widerſpruche ſo aus: er müſſe

freilich glauben, was ihm Herr Bürgermeiſter und Frau Bürgermeiſterin ſagen, aber er wiſſe es doch zu gewiß, daß Sie bei ihm geweſen.

Eine der ſchwerſten Aufgaben war es, ihn an ordentliche Koſt zu gewöhnen, was nur langſam und mit vieler Mühe und Vorſicht gelang. Am früheſten verſtand er ſich zur Waſſerſuppe, die ihm täglich mehr behagte, weshalb er meinte, ſie werde täglich beſſer zubereitet, und zuweilen fragte, warum man ſie ihm denn nicht gleich anfangs ſo gut gemacht habe? Auch Mehlſpeiſen, Hülſenfrüchte und was ſonſt mit dem Brod Aehnlichkeit hat, ſagte ihm zu. Indem man ihm erſt einzelne Tropfen Fleiſchbrühe unter ſeine Waſſerſuppe miſchte, dann wenige, ſtark ausgekochte Fleiſchfaſern ihn zu ſeinem Brode eſſen ließ, und dieſe Gaben mit Vorſicht nach und nach ſteigerte, gewöhnte man ihn allmählig an Fleiſchſpeiſen. —

Für die Schönheiten der Natur hatte er faſt gar keinen Sinn. Die Natur ſchien ihn nur in ſo weit anzuſprechen, als ſie ſeine Neugier beſchäftigte, und ihm zu der Frage Anlaß gab: wer dieſes oder jenes Ding gemacht habe? — Als er zum erſtenmal einen Regenbogen ſah, bezeigte er zwar daran in den erſten Augenblicken ſein Wohlgefallen, wendete ſich aber doch kurz darauf wieder von dieſem Anblick ab, indem die Frage: wer dieſes Ding gemacht habe? ihm weit mehr als die Herrlichkeit der Erſcheinung ſelbſt am Herzen lag.

Ein Anblick machte jedoch hievon eine merkwürdige Ausnahme und wurde ein großes, ihm unvergeßliches Ereigniß ſeines mehr und mehr ſich entfaltenden geiſtigen Lebens. Es war im Monate Auguſt 1829, als

ihm an einem ſchönen heitern Sommerabend ſein Lehrer zum erſtenmal den geſtirnten Himmel zeigte. Sein Erſtaunen und Entzücken überſtieg jede mögliche Schilderung. Er konnte ſich nicht ſatt daran ſehen, kehrte immer wieder zu dieſem Anblick zurück, faßte dabei die verſchiedenen Sterngruppen richtig ins Auge, und bemerkte die ausgezeichneten hellen Sterne mit ihren verſchiedenen Farben. „Das,“ rief er aus, „das iſt aber doch das Schönſte, was ich noch auf der Welt geſehen habe. Wer aber hat die vielen ſchönen Lichter da hinaufgeſtellt? wer zündet ſie an? wer löſcht ſie wieder aus?“ Als man ihm ſagte, daß ſie wie die Sonne, die er ſchon kenne, immer fortleuchteten, aber nicht immer geſehen würden, fragte er von neuem, wer ſie denn oben hinaufgeſetzt habe, daß ſie immer fortbrennten? Endlich verfiel er, indem er geſenkten Kopfes unbeweglich mit ſtarren Augen da ſtand, in tiefes, ernſtes Nachdenken. Als er wieder zu ſich kam, war ſein Entzücken in Schwermuth übergegangen. Er ließ ſich zitternd auf einen Stuhl nieder und fragte, warum jener böſe Mann ihn doch nur immer eingeſperrt gehalten, und von allen dieſen ſchönen Sachen ihm gar nichts gezeigt habe? er (Kaspar) habe doch nichts böſes gethan. Er brach hierauf in ein langes, ſchwer zu ſtillendes Weinen aus, und ſagte, man möge nun auch einmal den Mann, bei dem er immer geweſen, auf ein Paar Tage einſperren, damit er wiſſe, wie hart dieſes ſey. Vor dieſem großen Himmelsſchauſpiele hatte Kaspar noch nie Unwillen gegen jenen Mann geäußert, noch weniger von einer Beſtrafung desſelben etwas wiſſen wollen. Nur die Müdigkeit und der Schlummer vermochten ſeine Empfindungen zur Ruhe zu bringen;

er ſchlief — was vorher noch nie geſchehen war — erſt gegen 11 Uhr ein.

Ueberhaupt begann er erſt in Daumers Familie, wie es ſchien, über ſein Schickſal nachzudenken, und was dieſes ihm vorenthalten und genommen, mehr und mehr zu erkennen und ſchmerzlich zu empfinden. Erſt hier wurde ihm die Vorſtellung von Familie, von Verwandtſchaft, von Freundſchaft, von dem menſchlichen Verhältniß zwiſchen Aeltern, Kindern und Geſchwiſtern nahe gebracht, erſt hier erhielten die Namen: Mutter, Schweſter, Bruder, für ihn eine Bedeutung, indem er ſah, wie Mutter, Schweſter, Bruder durch gegenſeitige Liebe verbunden für einander ſorgten, und ſich wechſelſeitig zu Gefallen lebten. Er wollte erklärt haben, was denn eigentlich Mutter ſey? was Bruder? was Schweſter? Man ſuchte ihn ſo gut als möglich durch eine ſchickliche Antwort zu befriedigen. Bald darauf fand man ihn auf ſeinem Stuhle ſitzend mit Thränen in den Augen, und wie es ſchien, in tiefe Betrachtungen verſunken. Als er gefragt wurde, was er denn wieder habe? antwortete er weinend: „er habe darüber nachgedacht, warum denn Er nicht auch eine Mutter, einen Bruder und eine Schweſter habe? denn dies ſey doch gar zu ſchön.“ —

Im Daumerſchen Hauſe hatten ſich erſt ſeine dunklen Begriffe von der Menſchheit, Gottheit und andern Naturbeſchaffenheiten entwickelt, indem ſich die Mutter des Herrn Profeſſors, eine ſehr würdige Frau, und ſeine ziemlich gebildete Schweſter ſehr viel mit Kaspar abgegeben, und ihm über alles dieſes ſehr viele Begriffe beigebracht hatten. Als er einige Zeit in dieſem Hauſe

war, und mehrere herausgegebene Bücher, die über ihn und ſeine Schickſale geſchrieben waren, geleſen und alle die Letzteren als unrichtig anerkannte; ſo äußerte er ſich gegen Jedermann: „Die Herren wiſſen alle nichts, ich will ſelbſt meine Lebensgeſchichte ſchreiben.“

Hauſers Geſundheit beſſerte ſich immer mehr; er lernte ſehr fleißig leſen und ſchreiben, und machte überhaupt Fortſchritte in mehreren Kenntniſſen. Alle ſeine freien Stunden verwendete er zur Aufſetzung ſeiner Lebensbeſchreibung, welche wir nachfolgend wörtlich mittheilen werden, und woraus zu erſehen iſt, wie kindlich und unerfahren er ſich ausdrückte. Einen Beweis hievon geben auch ſchon folgende Reime, die er im Frühlinge des Jahres 1829 an einem Tage, an welchem er ſich vorzüglich wohl befand und einer heitern Zukunft entgegen ſah, niederſchrieb, und welche noch ganz in ſeiner erſten natürlichen Sprache verfaßt ſind:

„Mein erſtes Jahr begrüß ich heut
Und denk und liebe hocherfreut,
Von vieler Noth und Laſt gedrückt,
Von heute an genieß ich, was mein Herz entzückt
Und fühl auch jetzt mich neu beglückt.

In meinem erſten Jahre ſtehe ich nun,
Da giebts erſtaunlich viel zu thun,
Zum Schreiben und zum Mahlen,
Zum Rechnen oft mit Zahlen.

Gott wollte, daß ich ſehe, wie's in der Welt hergeht,
Und zu leſen, was in den Büchern ſteht,
Und anzubauen mein Gartenbeet.
Gott wird die Kraft mir geben in den Jugendtagen,
Um die Klugen auszufragen.

Jetzt muß ich mich vorbereiten,
Täglich fortzuſchreiten;
Ein Schritt iſt nicht gar viel,
Doch führt er mich noch zu mein erwünſchten Ziel.

Dieſe ſeine Aeußerung hat alle die Verfolgungen, die ihm nachher widerfuhren, nach ſich gezogen, wie auch den verfehlten Mordverſuch, weil man vermuthete, daß er ſich wirklich noch etwas aus ſeinen früheren Lebensverhältniſſen erinnere, und dadurch zum Aufdecken dieſer Geheimniſſe einige Spur gefunden werden könnte.

Kaspars Verfolger hätten wohl keine Urſache gehabt, ſich ſo zu ängſtigen, daß der unglückliche Jüngling etwas ſchreiben könnte, was ihnen nachtheilig wäre; denn er hatte keine weiteren Erinnerungen, als von der Zeit her, wo er im Gefängniſſe geſeſſen, und den Weg mit dem Manne nach Nürnberg gemacht hatte, welches ſich hier nach folgenden Aufſätzen ſeiner Lebensbeſchreibung ergibt.

Lebensbeſchreibung.

(Von Kaspar Hauſer eigenhändig geſchrieben.)

Dieſe Lebensbeſchreibung von meinem vorigen Zuſtande habe ich nach meiner Erinnerung geſchrieben:

Das Gefängniß, in dem ich bis zu meiner Befreiung leben mußte, war ohngefähr 6 bis 7 Schuh lang, 4 breit und 5 hoch. An der Vorderſeite waren zwei kleine Fenſter mit Holz verſchlichtet, welches ganz ſchwarz ausſah. Auf dem Boden war Stroh gelegt, worauf ich zu ſitzen und zu ſchlafen pflegte. Meine Füſſe waren von den Knieen an mit einer Decke bedeckt.

Neben meinem Lager auf der linken Seite war im Erdboden ein Loch, worin ein Topf angebracht war; es war auch ein Deckel darüber, den ich wegſchieben mußte, und immer wieder darüber deckte. Die Kleider, die ich im Gefängniß getragen habe, waren ein Hemd, kurze Hoſen, in denen aber das Hintertheil fehlte, daß ich meine Nothdurft verrichten konnte, weil ich die Hoſen nicht ausziehen konnte; den Hoſenträger hatte ich auf dem bloßen Leibe, das Hemd war darüber. Meine Nahrungsmittel waren nichts anders als Waſſer und Brod, an Waſſer hatte ich zuweilen Mangel, Brod war immer genug da. Ich hatte zwei hölzerne Pferde und einen Hund, mit denen ich mich immer unterhalten habe; ich hatte Bänder von roth und blauer Farbe, damit putzte ich die Pferde und den Hund, aber manchmal fielen ſie herunter, weil ich ſie nicht binden konnte. Wenn ich erwachte, lag das Stück Brod neben mir und ein Krüglein Waſſer; zuerſt griff ich nach dem Waſſer, um meinen Durſt zu ſtillen, dann aß ich Brod, hierauf nahm ich die Pferde und putzte ſie eine Zeit lang, dann nahm ich den Hund; war ich mit dieſem fertig, ſo trank ich das übrige Waſſer aus, und nahm nochmal die Pferde, that wieder alle Bänder herunter, und putzte ſie von Neuem, und machte es eine Zeit lang ſo fort. Dann aß ich Brod, ich wollte auch trinken, aber es war kein Waſſer mehr darin, da nahm ich den Hund, und wollte ihn putzen wie die Pferde, aber ich konnte ihn nicht mehr fertig bringen, weil mein Mund zu trocken war, ich nahm ſehr oft das Krüglein in die Hand, und hielt es lange an den Mund, aber es ging niemals Waſſer heraus, ich ſtellte es immer wieder hin, und wartete eine Zeit

lang, ob nicht bald ein Waſſer kommt, weil ich nicht wußte, daß mir das Waſſer gebracht werden mußte; ich hatte ja keinen Begriff, daß außer mir noch Jemand ſeyn könnte. Wenn ich eine Zeitlang gewartet hatte, und es iſt kein Waſſer gekommen, dann legte ich mich rückwärts und ſchlief ein. Ich erwachte wieder, da iſt mein Erſtes geweſen, nach dem Waſſer zu langen, und ſo oft ich erwachte, war ein Waſſer in dem Krüglein und auch ein Brod da.

Das Waſſer trank ich beinahe immer aus, dann war mir aber ſehr wohl, ich nahm die Pferde und machte es gerade wieder ſo, wie ich es ſchon erzählte. Gewöhnlich fand ich das Waſſer recht gut, aber manchmal war es nicht ſo gut, und wenn ich getrunken hatte, verlor ich alle Munterkeit, aß nicht mehr, und ſpielte auch nicht, ſondern ſchlief ein.

Wenn ich erwachte, war's einmal ſo hell als das anderemal; ich habe niemals eine ſolche Tageshelle geſehen als in der ich jetzt lebe. Als das erſtemal der Mann zu mir kam, ſtellte er einen ganz niedrigen Stuhl vor mich hin, legte ein Stück Papier und einen Bleiſtift darauf, dann nahm er meine Hand, gab mir den Bleiſtift in die Hand, drückte mir die Finger zuſammen, und ſchrieb mir etwas vor. Dieſes zeigte er mir ſieben- oder achtmal, es gefiel mir ſehr wohl, weil es ſchwarz und weiß ausſah, er ließ meine Hand frei, ließ mich allein ſchreiben, ich ſchrieb fort und machte es nach, wie er es mir vorgezeigt hatte und wiederholte dieſes öfter u. ſ. w., mir kam kein Gedanke, warum meine Hand alle Feſtigkeit verlor. In dieſer Zeit kann der Mann hinter mir geweſen ſeyn, und mir

zugeſehen haben, ob ich es nachmachen kann oder nicht; ich hörte ihn nicht kommen, auch nicht fortgehen. Ich ſchrieb eine Zeit lang ſo fort, und bemerkte gleich, daß meine Buchſtaben den vorgezeichneten nicht ähnlich ſind, ich ließ aber nicht eher nach, bis ich die Aehnlichkeit erreichte. Dann wollte ich wieder trinken, weil ich vor dem Eifer meinen Durſt gar nicht ſo bemerkte, aß ein wenig Brod, nahm die Pferde, putzte ſie wieder ſo, wie ich oben erzählte. Aber ich konnte ſie nicht ſo leicht putzen als zuerſt, weil mich der Stuhl hinderte, der vor mir über meinen Beinen ſtand; ich machte mir viel mehr Anſtrengung, weil die Pferde neben dem Stuhl ſtanden, und ich hatte nicht ſo viel Verſtand, daß ich den Stuhl weggethan oder die Pferde auf den Stuhl geſtellt hätte. Da hatte ich viel mehr Durſt bekommen, und hatte kein Waſſer mehr, ſodann ſchlief ich ein. Als ich erwachte, ſtand der Stuhl noch über meinen Füſſen; mein Erſtes iſt immer geweſen, nach dem Waſſer zu langen, darauf aß ich ein Brod, ſchrieb ſodann eine Zeit lang, nahm die Pferde und den Hund; als ich fertig war, trank ich mein weniges Waſſer aus, aß ein wenig Brod. Dieſes wiederholte ich.

Ob ich mit dem Tag erwachte, kann ich nicht angeben, weil ich keinen Begriff von Tag und Nacht hatte. Ich kann auch nicht ſagen, wie lang ich ſchlief, nach meiner jetzigen Vermuthung ziemlich lang, mein Spiel währte immer, ſo viel ich jetzt beſtimmen kann, höchſtens 4 Stunden. Wie der Mann mir das Schreiben zeigte, ſagte er kein Wort zu mir, ſondern nahm meine Hand und ſchrieb mir vor: als er mich bei der Hand nahm, kam mir's nicht in Gedanken, mich um-

zuſehen, um den Mann zu erkennen; ich hatte ja nicht gewußt, daß es eine ſolche Geſtalt gibt, wie ich bin. Der Mann kam zum zweitenmal, brachte ein Büchlein mit, legte es vor mich aufgeſchlagen auf den Stuhl, nahm meine Hand, und fing zu ſprechen an, er deutete auf die Pferde hin, und ſagte leiſe: „Roß“ etlichemal nacheinander; als ich dieſes hörte, horchte ich lang, ich hörte immer das nämliche; dann kam mir's in Gedanken, ich ſollte es auch ſo machen, ich ſagte auch die nämlichen Worte, nahm ein Bändchen mit der linken Hand, und ſagte nochmal Roß, weil ich mit der rechten Hand, die mir der Mann hielt, nicht hinlangen konnte; dann ſagte er etlichemal: „dieſes merken“ und legte meine Hand auf's Büchlein hin, und zugleich auf die Pferde, und fuhr mit hin und wieder, welches mir ſehr wohl gefiel, er ſagte dabei: dieſes nachſagen, dann bekommſt du ſolche ſchöne Roß vom Vater. Dieſe Worte ſagte er mir etlichemal vor, ich ſagte es nicht nach, und horchte ſehr lange, und da ich immer dieſelben Worte hörte, fing ich's wieder zum Nachſprechen an; er ſagte es vielleicht noch ſieben- oder achtmal vor, dann konnte ich's ein wenig deutlicher nachſprechen; wie ich es deutlicher nachſprechen konnte, deutete er nochmal auf die Pferde hin, fuhr wieder ſo hin und wieder und ſagte: „dieß merken, den Roß vorſagen, dann darfſt du auch ſo fahren,“ dieſes gefiel mir am allerbeſten. Jetzt war meine Hand frei, und das Büchlein lag auf dem Stuhl; ich ſah immer auf das Büchlein hin, weil es mir ſo wohl gefiel, da es gerade ſo ausſah wie mein Papier, worauf ich geſchrieben hatte; ich ſagte es noch etlichemal für mich allein, fuhr dann mit den Pferden anfangs ganz lang-

ſam ohne Geräuſch, wie mir's der Mann gezeigt hatte; ſagte auch die Worte zu den Pferden, dabei wurde ich ſehr durſtig, müde und ſchläfrig, und wenn ich kein Waſſer mehr hatte, legte ich mich rückwärts und ſchlief ein. Als ich erwachte, lag mein Büchlein noch auf dem Stuhl. Dieſes ſah ich nicht eher, als bis ich das Waſſer getrunken hatte, dann ſchrieb ich, putzte die Pferde und den Hund; nachher gings über das Büchlein, und ſagte die Worte, die mir der Mann gelehrt hat, und deutete gerade ſo auf die Pferde, und ſagte auch dieſe Worte: „dieſes merken, du ſchöne Roß vom Vater bekommſt,“ dann deutete ich in's Büchlein hin, und wiederholte es nochmal, nachdem fuhr ich ſo hin und wieder, fuhr aber ſo ſtark, daß es mir ſelber wehe that. Da kam der Mann mit einem Stock, ſchlug mich auf den Arm, welches mir ſehr wehe that, und weinte; ich war von dieſer Zeit an ſehr ſtille, und fuhr nicht mehr mit den Pferden. Nachdem ich lange geweint habe, wollte ich trinken, ich hatte kein Waſſer, aß mein weniges Brod und ſchlief ein. Als ich erwachte, ſaß ich auf, und trank mein Waſſer, dann legte ich die Bänder ganz leiſe hin auf die Pferde, wie der Mann es mir gezeigt hatte, und ſagte jene gemerkten Worte zu den Pferden, ſchrieb wieder, nachdem ich auch eine Zeit lang in das Büchlein dieſelben Worte ſprach, nahm das Krüglein, trank mein weniges Waſſer aus, ich ſpielte noch eine Zeit lang, ich wurde ſehr müde und ſchläfrig und ſchlief ein. Ich werde noch etlichemal erwacht ſeyn, vielleicht noch vier- oder fünfmal, bis mich der Mann forttrug. In der Nacht, in welcher der Mann kam, ſchlief ich recht gut, wie ich erwachte, war ich ſchon angezogen bis auf die Stiefel,

die zog er mir an, ſetzte mir einen Hut auf, hob mich in die Höhe, und legte mich an die Wand, nahm meine beiden Arme und legte ſie um den Hals. Als er mich aus dem Gefängniß trug, mußte er ſich bücken, und es ging einen kleinen Berg hinauf, vielleicht war's eine Treppe, dann ging es ein Stück weit eben fort; ich fühlte ſchon große Schmerzen, und fing an zu weinen; jetzt kam ein großer Berg, als ich ein Stück weit hinauf kam, ſagte der Mann, du mußt gleich zu weinen aufhören, ſonſt bekommſt du keine Roß. Ich gehorchte ihm, er trug mich noch ein Stück weit, ich ſchlief ein. Wie ich erwachte, lag ich auf der Erde mit dem Angeſicht dem Boden zugewendet. Ich bewegte mich mit dem Kopfe, vielleicht ſah der Mann, daß ich erwacht war, er hob mich auf, nahm mich unter den beiden Armen, und lehrte mich das Gehen. Und wie ich zu gehen anfangen ſollte, ſchob er mit ſeinen Füſſen die meinigen fort, um mir begreiflich zu machen, wie ich's machen ſollte. Ich werde etliche Schritte weit gegangen ſeyn, da fing ich zu weinen an, ich fühlte ſchon ſehr viele Schmerzen an den Füſſen, der Mann ſagte, „du mußt gleich aufhören zu weinen, ſonſt bekommſt du kein Roß.“

Ich ſagte „Roß,“ womit ich wollte, daß ich bald heim zu meinen Roſſen käme, der Mann ſagte mir, du mußt das Gehen recht lernen und merken, du mußt auch ein ſolcher Reuter werden, wie dein Vater iſt. Er plagte mich noch immer mit dem Gehen; ich fing an zu weinen, weil mir die Füſſe ſehr wehe thaten. Er ſagte nochmal jene Worte: „du mußt gleich zu weinen aufhören, ſonſt u. ſ. w., wenn er vorher dieſe Worte

geſagt hatte, hörte ich immer gleich zu weinen auf; dießmal aber nicht, weil mir die Füſſe ſehr wehé gethan haben; worauf er mich mit dem Angeſicht auf den Boden hinlegte, und ich werde eine Zeit lang gelegen ſeyn, bis ich einſchlief. Da ich wieder erwachte, hob er mich in die Höhe und ſagte, ich ſollte das Gehen recht lernen, dann bekommſt du ſchöne Roße, er ſchleppte mich gerade wieder ſo fort wie das erſtemal. Ehe der Mann auf dem Wege mir vorzuſprechen anfing, legte er mich ſehr oft auf die Erde hin, weil ich immer gleich ermüdet war.

Jetzt fing er an, mir vorzuſprechen:

„Ich möcht a ſöchäna Reiter wärn, wie mein Vater gwän is.“

Dieſe Worte wiederholte er ſehr oft, bis ich dieſelben recht deutlich nachſprechen konnte.

Ich fing an zu weinen, weil mir die Füſſe und der Kopf, beſonders aber die Augen ſchrecklich wehe thaten, ich ſagte: „Roß“‟ womit ich andeuten wollte, man ſollte mich heim zu meinen Roſſen führen.

Der Mann verſtand, was ich damit ſagen wollte, und ſagte: „Bald bekommſt du ſchöne Roß vom Vater;“ ich fing an zu weinen, er legte mich wieder auf's Geſicht, ich weinte noch immer fort, er ſagte: du mußt gleich zu weinen aufhören, ſonſt bekommſt du keine ſchöne Roß, und legte mir etwas Weiches unter das Geſicht, und ich hörte zu weinen auf und ſchlief ein. Da ich wieder erwacht bin, hob er mich auf, ſchleppte mich fort, und mußte mir noch immer meine Füſſe mit den ſeinigen fortſchieben, ich konnte noch nicht

die Füſſe allein bewegen. Wenn er mit mir höchſtens 20 Schritte weit gegangen war, fing ich jedesmal zu weinen an, und ſagte: „J möcht a ſöchäna Reiter wärn, wie mein Vater gwän is.“ Dann ſagte der Mann: „wenn du nicht zu weinen aufhörſt, ſo bekommſt du keine Roß.“ Nun hörte ich eine Zeit lang auf, weil ich meinte, dann würde ich bald zu meinen Roſſen heimkommen, ich glaube, es hatte keine ſechs Schritte gewährt, ſo fing ich ſchon wieder zu weinen an; er legte mich nieder, und ſo oft er mich ausruhen ließ, ſchlief ich aus Müdigkeit ein. Jch erwachte wieder, er hob mich auf und ſchleppte mich fort, er ſagte mir die Worte: „J möcht a ſöchäna Reiter wärn, wie mein Vater gwän is“ noch ſehr oft vor. Vielleicht ſind wir ſechs bis acht Schritte weit gegangen, fing es zu regnen an, ich wurde ganz naß, es fing mich ſehr ſtark zu frieren an, ich weinte, weil ich immer mehr Schmerzen fühlte; er legte mich auf die Erde hin in naſſen Kleidern, es fror mich ſehr, ich konnte nicht einſchlafen, weinte eine Zeit lang fort, dann legte er mir wieder etwas Weiches unter das Geſicht, und ich ſchlief unter den gröſten Schmerzen ein. Wie ich wieder erwacht bin, waren die gröſten Schmerzen vorüber, er hob mich auf, ſchleppte mich fort, ich hatte ſchon ſo viele Begriffe vom Gehen, daß ich die Füſſe ſelber aufgehoben und bewegt habe. Dann ſagte der Mann, ich ſollte nur das Gehen merken, „dann bekommſt du recht ſchöne Roß von deinem Vater,“ und ſagte auch jene Worte: „du mußt auch recht auf den Boden ſehen,“ worauf er mir zugleich immer den Kopf neigte, und ſagte: „wenn du dieſes recht gut ſo machen kannſt, ſo bekommſt du die Roß.“ Jch ſah ohnedieß niemals

in die Höhe, weil mir die Augen ſchrecklich wehe thaten, er hätte es mir gar nicht zu ſagen brauchen, aber deſto mehr ſah ich auf den Boden. Ich fing an zu weinen, er legte mich wieder auf das Geſicht, ich weinte noch immer fort; er legte mir etwas Weiches unter das Geſicht und ich hörte auf zu weinen und ſchlief ein. Als ich wieder erwachte, da ſagte ich: „Roß,“ er hob mich auf, ſchleppte mich fort, ich ſagte nochmal jenes Wort, womit ich mich ausgedrückt habe, er ſolle mich heim zu meinen Roſſen führen, und nicht mehr ſo wehe thun. Er führte mich wieder fort, ich bekam immer mehr Schmerzen. Dann wurde es auf einmal Nacht (hier befiel Hauſer eine Ohnmacht, die er für Nacht hielt, was noch ſpäter ſich in Nürnberg ereignete), ich weiß es mich nicht zu erinnern, daß er mich niederlegte, aber wie es wieder hell geweſen iſt, lag ich auf der Erde, ich ſagte: „Roß ham,“ damit wollte ich ſagen, warum thun mir die Augen und der Kopf ſo wehe, und bekomme ſo lange mein Roß nicht. Er hob mich in die Höhe und reichte mir Waſſer dar, ich trank recht viel, und dieſes hat mich ganz erquickt; ich hätte ſchon eher Durſt gehabt, aber ich konnte kein Waſſer verlangen, weil ich nicht wußte, daß mir der Mann Waſſer geben könne. Wie ich das Waſſer getrunken hatte, waren meine Schmerzen viel leichter. Dann ſchleppte er mich wieder fort, ich konnte auch etwas ſchneller gehen, ſo daß nach meiner Meinung es nicht mehr ſo langſam ging als anfangs, aber dem Mann muß es doch noch zu langſam gegangen ſeyn, weil er dennoch immer mit ſeinen Füſſen nachſchob. Als ich eine Zeit lang gegangen war, kamen wieder ſehr viele Schmerzen, ich fing zu weinen an und ſagte:

„Roß ham.“ Er tröſtete mich: „Jetzt kommſt du bald zu deinem Vater,“ ich glaube, er ließ mich ein wenig freier gehen, um zu probiren, ob ich auch allein gehen könne; aber ich glaube, daß ich hingefallen ſeyn würde, weil ich die Füſſe nicht mehr vorwärts bringen konnte, und auf beiden Seiten empfand ich einen plötzlichen Schmerz, der wahrſcheinlich daher rührte, daß mich der Mann geſchwind ergriff, als ich hinfallen wollte. Ich fing an zu weinen, er legte mich nieder, und ſagte jene Drohung, ich hörte auf und ſchlief endlich ein. Als ich erwachte, war mein erſtes Wort: „Roß ham, I möcht a ſöchäna Reiter wärn, wie mein Vater gwän is.“ Er hob mich auf, führte mich fort, ich glaube, daß das Gehen viel beſſer gegangen ſeyn muß, weil ich manchmal gar keine Schmerzen unter den beiden Armen fühlte. Ich werde eine Zeit lang gegangen ſeyn, ſo fing es wieder zu regnen an, daß ich ganz naß wurde, und ſehr viel von der Kälte litt. Ich weinte, er ſagte dieſe Worte etlichemal nacheinander: „habens dich angeſchüttet?“ ich fing ſie an nachzuſprechen, womit ich ſagen wollte, es thut mir Alles ſehr wehe. Er legte mich auf den Boden hin, und ich konnte nicht gleich einſchlafen, weil die Kleider ganz naß waren, und ich ſehr viele Schwerzen hatte, er legte mir etwas Weiches unter das Geſicht, und endlich ſchlief ich ein. Wie ich erwachte, hob er mich auf, ſchleppte mich fort, ich empfand noch ſehr viele Schmerzen, weil ich ganz naß war, es fror mich auch ſehr. Er ſprach mir jene Worte immer vor; ich konnte keines nachſprechen, über das lange Vorſprechen gab ich ihm zur Antwort: „Roß ham“ u. ſ. w., wollte ich ſagen, warum ich denn es jetzt immer mit den Füſſen ſo machen

muß, welches mir ſehr wehe thut. Er ſagte: „das Gehen mußt du recht merken.“ Er führte mich fort eine Zeit lang, ich fühlte immer mehr Schmerzen, und es wurde auf einmal Nacht, und ich fühlte mich ganz unbewußt.

Und wenn ich erwacht bin, ſah ich mich auf dem Boden liegend, und war wieder ſo hell, als es vor der Nacht geweſen iſt, er ſetzte mich auf, reichte mir Waſſer dar, welches ich ſehr begierig trank, nachdem wurde mir ſehr leicht; ich glaubte, es ſind die Hälfte der Schmerzen weg. Er gab mir auch Brod, aber ich aß ſehr wenig, weil ich keinen Hunger hatte, oder vielleicht konnte ich vor Schmerzen keines eſſen, das Waſſer, welches er mir nochmals reichte, erquickte mich ganz beſonders. Jetzt hob er mich auf, führte mich fort, ich konnte viel leichter gehen, ich hatte es nicht mehr ſo nöthig auf dem Mann ſeinem Arm zu liegen. Der Mann lobte mich, „weil du ſo gehen gelernt haſt, ſo bekommſt du jetzt bald ſchöne Roß.“ Ich konnte ununterbrochen ohngefähr 40 bis 50 Schritte gehen, welches mir vorher nicht möglich war. Ich fing jene gemerkten Worte an zu ſprechen, wodurch ich immer meine Ermüdung und Schmerzen ausdrücken wollte; er legte mich nach dieſen Worten ſogleich auf die Erde hin; ich war ſehr müde und ſchläfrig, und ſchlief ſogleich ein. Da ich erwacht bin, hob er mich auf, nahm mich das erſtemal unter einem Arm, ſchleppte mich fort und ſprach immer fort die nämlichen Worte, bis ich ſie recht gemerkt und deutlich nachſprechen konnte. Er legte mich noch etlichemal nieder, um mich ausruhen zu laſſer, bis er mir die Kleider wechſelte. Er ſetzte

mich auf die Erde hin, ohne daß ich es verlangt hatte, zog mir meine Kleider aus, legte mir andere an, in denen ich in die Stadt Nürnberg kam. Während er mir die Kleider auszog und dieſe anzog, war er hinter mir, er langte nur vor. Als ich angezogen war, hob er mich auf, wollte mich wieder fortführen, aber ich fing an zu weinen, und ſagte jene gemerkten Worte, womit ich ſagen wollte, ich kann nicht mehr gehen, ich bin ſehr müde, es thun mir auch die Füſſe ſo wehe. Hierauf reichte er mir Waſſer, welches mich ſo ſehr erquickte, welches ich nicht beſchreiben kann; er hob mich ganz in die Höhe und führte mich fort, und ſagte mir immer dieſelben Worte vor, bis ich ſie recht deutlich ausſprechen konnte. Dann probirte er auch, ob ich noch nicht allein gehen kann, er ließ mich frei und allein und hielt mich nur hinten am Jäckchen. Aber ich würde doch noch etlichemal hingefallen ſeyn, denn ich konnte einigemal meine Füſſe nicht mehr vorwärts bringen, und fühlte einen ſtarken Schmerzen an beiden Seiten. Ich fing an zu weinen, und ſagte die gemerkten Worte, womit ich ſagen wollte, er ſolle mir nicht ſo wehe thun. Er tröſtete mich wie immer, und legte mich gleich nieder und ich ſchlief ſogleich ein. Als ich erwachte, ſagte ich dieſelben gemerkten Worte, damit wollte ich ſagen, was denn dieſes ſey, welches mir immerfort in den Augen ſo viele Schmerzen verurſachte, und gar nicht aufhörte, wehe zu thun. Er hob mich auf und ſchleppte mich fort, und ſagte: „du mußt das Gehen recht merken," worauf er mir wieder neue Worte vorzuſprechen anfing. „In dem großen Dorf da iſt dein Vater, der gibt dir ſchöne Roß, und wenn du auch ein ſolcher Reiter biſt, dann hole ich dich wieder." Jetzt

fing ich wieder an zu weinen, er legte mich nieder, und ließ mich ausruhen, Er hob mich auf, führte mich wieder fort, und fing jene Worte an vorzuſprechen; ich fing ſie alle nachzuſprechen an. Hierauf ſagte er: „dieſes merken und nicht mehr vergeſſen, worauf er wieder andere Worte ſprach, und gab mir den Brief in die Hand. „Dahin weiſen, wo Brief hin gehört.“ „J möcht a ſöchäne Reiter wärn, wie mein Vater gwän is.“ Dieſes ſagte er mir am öfteſten vor, bis ich es deutlich nachſprechen konnte. Ich weinte, er legte mich nieder und ich ſchlief aus Müdigkeit ein. Da ich wieder erwacht bin, reichte er mir wieder Waſſer dar, ich trank, welches ſehr gut war, nachdem hob er mich auf, führte mich fort, worauf er mir immer dieſelben Worte vorſprach, und zugleich auch den Brief in die Hand gab, und wenn ein Bue kommt, ſo mußt du es ſo machen.

Von dieſer Zeit an, da er mir die Kleider gewechſelt hatte, legte er mich noch zehnmal auf die Erde hin, um mich ausruhen zu laſſen, wobei er immer diejenigen Worte vorſprach, um ja keines zu vergeſſen. Als mich der Mann ſtehen ließ, und mir den Brief in die Hand gab, ſagte er diejenigen Worte nochmal vor, worauf er mich verlaſſen hatte. Ich ſtand eine Zeit lang an der nämlichen Stelle, in welcher mich der Mann verlaſſen hatte, bis mir derjenige Mann meinen Brief abnahm, und mich in das Haus des Herrn Rittmeiſters brachte. Als ich in dem Hauſe ankam, empfand ich von einer ſtarken Stimme, die ich dort hörte, heftige Schmerzen in dem Kopf; ich fing an zu weinen. Der Bediente nahm mich, ſetzte mich auf ei-

nen Stuhl, oder was es war, und ſuchte mich aus-zufragen. Doch ich konnte nicht mit andern Worten Antwort geben, als mit denjenigen, die ich gelernt hatte, und welche ich ohne Unterſchied gebrauchte, um Müdigkeit und Schmerzen auszudrücken. Er brachte mir hierauf einen zinnernen Teller mit Fleiſch und in einem Glaſe Bier. Der Glanz des Tellers und die Farbe des Bieres gefiel mir ſehr wohl, aber ſchon der Geruch verurſachte mir Schmerzen. Ich ſchob es weg. Er wollte es mir aufdringen, und ich ſchob es immer zurück und ſagte: m. m. Dann brachte er mir Waſ-ſer und ein Stückchen Brod; das erkannte ich gleich, und nahm es in die Hand, aß und trank. Das Waſ-ſer war ſehr gut! friſch, daß ich 3 bis 4 Gläſer aus-trank und mich ganz geſtärkt fühlte. Dann legte er mich in den Pferdſtall und ich ſchlief ein. Als der Herr Rittmeiſter nach Hauſe kam, weckte man mich auf, und wie ich erwachte, war es ſehr gut in den Augen, weil es ſchon ein wenig Nacht geweſen iſt, welches für meine Augen eine große Wohlthat war, man führte mich aus dem Stall heraus. Ich ſah des Herrn Rittmeiſters Uniform und ſeinen Säbel, ich er-ſtaunte und erfreute mich ſehr daran, und wollte auch ein ſolches haben. Ich ſagte: „J möcht a ſöchäna Rei-ter wärn, wie mein Vater gwän is.“ Womit ich ſa-gen wollte, man ſollte mir ein ſolches glänzendes, ſchö-nes geben. Sie fingen an zu ſprechen und ſo ſtark, daß es mir im ganzen Leibe wehe gethan hatte; ich fing an zu weinen, und ſagte dieſelben Worte. Dann führten ſie mich auf die Polizei, welches mein ſchmerz-lichſter Weg war, weil die Füſſe ein wenig ausgeruht waren, und an den Stellen, wo die Blaſen geweſen,

ſind ſie ſehr empfindlich geworden. Als ich auf die Polizei hinkam, waren ſehr viele Menſchen da, und ich erſtaunte, und wußte nicht, was denn dieſes ſey, welches ſich ſo beweget, und immer ſo ſtark ſprachen, daß mir der Kopf noch weher gethan hatte, da gaben ſie mir einen Schnupftabak, welchen ich in die Naſe hinthun mußte, von dieſem bekam ich ſehr vielen Kopfſchmerzen. Ich fing an zu weinen. Sie plagten mich noch immer mit allerhand Sachen, welche mir ſchreckliche Schmerzen verurſachten, und ich weinte immer fort.

Als ich eine Zeit lang auf der Polizei geweſen war, führten ſie mich auf den Thurm. Ich mußte einen ſehr hohen Berg hinaufſteigen, und ſagte zu dieſen Polizeiſoldaten: „I möcht a ſöchäna Reiter wärn, wie mein Vater gwän is,“ womit ich meinen größten Schmerzen ausgedrückt hatte, und ihn zugleich fragen wollte, was denn dieſes geweſen iſt, was ich gerade geſehen habe. Er gab mir wohl eine Antwort, welche ich nicht verſtanden hatte. Als ich aus dem Thurme kam, mußte ich wieder noch einen größern Berg hinaufſteigen, welches die Stiege war. Da hörte ich wieder eine ſtarke Stimme, ich weinte noch immer fort und ſagte: „I möcht a ſöchäna Reiter wärn, wie mein Vater gwän is.“ Er nahm mich, führte mich noch etliche Stiegen hinauf, er machte die Thüre auf, welche einen ganz beſondern Laut für mich gab, worüber ich ganz erſtaunte, und da konnte ich recht ausruhen. Aber ich weinte eine Zeit lang, bis ich einſchlief, weil mir Alles ſehr wehe gethan hatte, und ſchlief in größten Schmerzen ein.

Als ich erwachte, hörte ich etwas, worüber ich ſo

in Erſtaunen gerathen war, und mit einer ſolchen Aufmerkſamkeit horchte, weil ich in meinem vorigen Zuſtande nie etwas ſolches gehört hatte. Dieſe Aufmerkſamkeit, die kann ich gar nicht beſchreiben. Ich horchte ſehr lange, aber nach und nach hörte ich nichts mehr, und verlor ſich die Aufmerkſamkeit, ich fühlte die Schmerzen an meinen Füſſen. Ich bemerkte, daß ich in den Augen keine Schmerzen fühlte, und warum empfand ich keine? weil es nicht Tag geweſen iſt, welches für meine Augen die gröſste Wohlthat war. Aber ſonſt fühlte ich im ganzen Leib Schmerzen, beſonders an den Füſſen. Ich ſetzte mich auf; ich wollte nach meinem Waſſer langen, um meinen Durſt zu löſchen, den ich fühlte; ich ſah kein Waſſer und Brod mehr, ſtatt dem ſah ich den Boden, der ganz anders ausgeſehen hat, als in meinem frühern Aufenthaltsort. Ich wollte mich nach meinen Pferden umſehen und mit ſpielen, es war aber auch keines da, worauf ich ſagte: „J möcht a ſöchäna Reiter wärn, wie mein Vater is,“ womit ich ſagen wollte, wo ſind die Pferde hin und das Waſſer und Brod. Hierauf bemerkte ich den Strohſack, auf dem ich ſaß, welchen ich ſo mit Erſtaunen betrachtete, und wußte nicht, was denn dieſes ſey. Als ich ihn ſehr lange betrachtet hatte, klopfte ich mit den Fingern darauf, wodurch ich das nämliche Geräuſch vernommen hatte, als wie von dem Stroh, welches ich in (meinem) frühern Aufenthaltsort hatte, worauf ich immer zu ſitzen und zugleich zu ſchlafen pflegte. Ich ſah auch ſehr viele andere Sachen, worüber ich ſo in Erſtaunen gerathen bin, welches ſich nicht beſchreiben läßt. Ich ſagte: „J möcht ah a ſochäna Reiter wärn, wie mein Vater is,“ womit ich ſagen wollte, was iſt denn die-

ſes, und wo ſind denn die Pferde hin? Ich hörte wieder die Uhr ſchlagen; ich horchte ſehr lange; als ich nichts mehr hörte, ſah ich den Ofen, welcher von grüner Farbe war und einen Glanz von ſich gab. Zu dieſem ſagte ich auch die gemerkten Worte, welche mir der Mann gelernt hatte, womit ich ſagen wollte, er möchte mir nur auch ein ſo ſchönes glänzendes Ding geben; ich ſagte es etlichemal, aber ich bekam nichts. Ich ſah ihn ſehr lange an, ich ſagte nochmal die nämlichen Worte, womit ich zu dem Ofen ſagen wollte, warum denn meine Pferde ſo lange nicht kommen. Ich war in der Meinung, die Pferde ſind fortgegangen. Ich bekam auch den Gedanken, wenn die Pferde kommen, ſo ſage ich, ſie ſollen nicht mehr fortgehen, auch dieſes wollte ſagen, ſie ſollten das Brod nicht mehr fortlaſſen, ſonſt habt ihr nichts. Durch das viele Sprechen bekam ich ſehr vielen Durſt, und weil ich kein Waſſer mehr ſah, ſo legte ich mich nieder und ſchlief ein. Als ich wieder erwachte, empfand ich dieſelben Schmerzen in den Augen, als ich auf dem Herwege nach der Stadt empfunden hatte, als ich wieder erwachte, war es Tag, und weil mir die Tageshelle ſehr wehe that, fing ich an zu weinen und ſagte: „I möcht a ſöchäna Reiter wärn, wie mein Vater is. Da hin weis, wo Brief hinghört." Damit wollte ich ſagen, warum es mir in den Augen ſehr wehe thut? Er ſolle dieſes wegthun, welches mir in den Augen ſo viele Schmerzen verurſachte, gebe mir du bald die Pferde, nur plage mich nicht immer ſo fort.

Ich hörte das nämliche, was ich zum erſtenmal hörte, ich weinte aber doch, es iſt etwas anders, weil

ich es viel ſtärker hörte; es iſt auch nicht das nämliche geweſen, ſondern (ſtatt) daß die Uhr geſchlagen hat, war es geläutet worden. Dieſes hörte ich ſehr lange; aber nach und nach hörte ich immer weniger, und wie meine Aufmerkſamkeit weg war, ſagte ich jene Worte: „dahi weis, wo Brief hinghört,“ womit ich ſagen wollte, er möchte mir auch ein ſolches ſchönes Ding geben, und möchte mich nicht immer ſo plagen. Ich lag ſehr lange, der Mann hob mich nicht mehr auf, ich ſetzte mich auf; ich bemerkte, daß ich auf dem nämlichen Ort bin, da dachte ich gleich an dieſes, daß ich keine Schmerzen fühlte in den Augen, und ich hörte auch dasſelbe. Endlich ſtand ich auf; ich ſetzte mich gleich wieder nieder, weil mir die Füſſe ſchrecklich wehe gethan haben. Ich fing wieder an zu weinen und ſagte die gelernten Worte; damit wollte ich ſagen, warum denn die Pferde ſo lange nicht kommen, und laſſen mich immer ſo wehe thun?

Ich weinte ſehr lange, und der Mann kam nicht mehr. Ich ſagte die Worte, ich wollte ſagen, warum ich denn jetzt nicht mehr gehen lernen muß. Ich hörte die Uhr ſchlagen, dieſe nahm mir immer die Hälfte Schmerzen weg, und worüber mich der Gedanken tröſtete, daß jetzt bald die Pferde kommen werden. Und während dieſer Zeit als ich horchte, kam ein Mann zu mir her, und fragte mich um allerhand Sachen, ich gab ihm vielleicht keine Antwort, weil meine Aufmerkſamkeit auf das gerichtet war, was ich hörte. Er faßte mich am Kinn an, hob mir den Kopf in die Höhe, wodurch ich einen ſchrecklichen Schmerzen in den Augen fühlte von der Tageshelle. Von dem Manne,

von dem ich jetzt ſpreche, dieſer war bei mit eingeſperrt geweſen, wovon ich auch nichts wußte, daß ich eingeſperrt bin. Er fing an zu ſprechen, ich horchte ſehr lange und hörte immer fort andere Worte, jetzt ſagte ich meine gemerkten Worte: „dahi weiß, wo Brief hinghört.“ — „J möcht a ſöchäna Reiter wern, wie Vater is,“ womit ich ſagen wollte, was denn dieſes geweſen ſey, welches mir in den Augen ſo wehe gethan hat, wie du mir den Kopf in die Höhe gehoben haſt? Aber er hat mich nicht verſtanden, was ich geſagt habe, er hat wohl verſtanden, was die Worte heißen, aber nicht was ich gewollt hätte. Er ließ meinen Kopf los, ſetzte ſich neben mich her, und fragte mich immer aus; unterdeſſen fing die Uhr zu ſchlagen an; ich hatte meine Aufmerkſamkeit auf dieſes bekommen, was ich in dem Augenblick hörte, und dem Mann mußte ich zu lange gehorcht haben; er nahm mich am Kinn, wandte mein Geſicht gegen ihn, und er würde mich gefragt haben, was ich ſo horche, ich verſtand ihn aber nicht, was er geſagt hat; ich ſagte zu ihm: „J möcht a ſöchäna Reiter wern u. ſ. w., womit ich ſagen wollte, er ſolle mir ein ſolches ſchönes Ding geben; aber er verſtand mich nicht, was ich wollte, er ſprach noch immer fort; ich fing an zu weinen und ſagte: „Roß ham,“ womit ich ſagen wollte, er ſolle mich nicht immer mit dem Sprechen ſo plagen, es thut mir Alles ſehr wehe. Er ſtund auf, ging an ſeine Lagerſtätte hin und ließ mich allein ſitzen. Ich weinte ſehr lange; ich fühlte große Schmerzen in den Augen, ſo daß ich nicht mehr weinen konnte. Ich ſaß ſehr lange Zeit allein. Jetzt hörte ich ganz etwas anderes, worüber ich mit einer ſolchen Aufmerkſamkeit horchte, die ich

gar nicht ſagen kann. Dasjenige, was ich hörte, war die Trompete in der Kaiſerſtallung, aber ich hörte es nicht lange, und als ich nichts mehr hörte, ſagte ich: „Roß ham“ er ſolle mir auch ſo etwas ſchönes geben. Jetzt kam der Mann zu mir her, und ſagte etlichemal ſehr langſam dieſe Worte vor, ich ſagte es ihm nach; er ſagte: „weißt du nicht, was dieſes ſey?“ Ich ſagte dieſe Worte zu ihm etlichemal, damit wollte ich ſagen: er ſolle mir bald die Roſſe geben, und möchte mich nicht immer ſo plagen. Der Mann langte nun den Waſſerkrug hin, der unter meiner Pritſche ſtand, und wollte trinken; aber ich langte darnach und ſagte: „Roß ham.“ Der Mann gab mir gleich den Krug, ließ mich trinken; als ich Waſſer getrunken hatte, wurde mir ſo leicht, welches ſich nicht beſchreiben läßt. Ich verlangte die Pferde von ihm und ſagte: „Roß ham,“ worauf er etlichemal ſagte, ich weis nicht, was du willſt, ich ſagte auch die Worte nach, ich konnte es aber doch nicht gleich ſo deutlich nachſprechen, und ſagte: „J wäs nett“ und mit dem Roß ham wollte ich ſagen, er ſollte mir auch meine Roſſe geben. Er verſtand mich nicht, was ich gewollt hatte, und ſtand auf, ging an ſeine Lagerſtätte hin, und ließ mich allein ſitzen. Jetzt fing die Uhr an zu ſchlagen, welches mich unendlich erfreute, ſo daß ich immer meine Schmerzen vergaß, und meine Sehnſucht war nach dieſem Aufenthaltsort. Jetzt kommt der Gefängnißwärter Hiltl, brachte das Brod und Waſſer, welches ich gleich anerkannte, und ſagte zu ihm: „J möcht ah ſöchäna Reiter wern, wie Vater is,“ damit ſagte ich zu dem Brod: jetzt thu nicht mehr fortgehen, und mich nicht mehr ſo plagen laſſen. Er legte das Brod neben mich

hin; ich nahm es gleich in die Hand; das Waſſer ſchüttete er in den Krug hinein, ſtellte ihn auf den Boden hin. Jetzt fing er mich auszufragen an. Er fragte mich mit ſo raſcher Stimme, welche mir viele Schmerzen verurſachte im Kopf, ich fing an zu weinen und ſagte: „J möcht ah ſöchäna Reiter wern, wie Vater is“ „ham weiſen,“ „J wäs nett“ „Jn groß Dorf, da is dei Vatter.“ Die Worte gebrauchte ich ohne Unterſchied, um dieſes zu verlangen, was ich gewollt hätte. Der Gefängnißwärter ging fort, weil er mich nicht verſtanden hat, er verſtand wohl die Worte, was es heißen, aber nicht was ich damit geſagt habe, und ich verſtand ihn auch nicht, was er zu mir geſagt hat. Ich aß mein Brod, als ich es in den Mund brachte, war es nicht ſo hart als dieſes, welches ich in meinem vorigen Aufenthaltsort hatte. Ich betrachtete es und ſah, daß es doch ein Brod ſey, aber es hat dieſen Geſchmack und das Harte nicht gehabt. Ich aß doch, weil ich Hunger hatte, ich werde es einige Minuten im Magen gehabt haben, bekam ich ſtarke Schmerzen im Leibe; ich fing an zu weinen, und ſagte: „ham weiſen,“ damit wollte ich ſagen, er ſolle mir nicht ſo wehe thun, und möchte mich dahin thun, wo meine Roſſe ſind. Jetzt hörte ich wieder die Trompete in der Kaiſerſtallung; ich horchte und erfreute mich immer ſehr, weil meine Hoffnung war, wenn die Roß kommen, ich erzählen, was ich gehört habe. Ich horchte ſehr lange, ich hörte nichts mehr. Jetzt kam der Gefängnißwärter wieder, brachte ein Stückchen Papier und einen Bleiſtift mit. Dieſes erkannte ich gleich, worüber ich mich ſo erfreute, welches ich nicht beſchreiben kann, weil ich dachte, jetzt bekomme ich bald meine

Roſſe. Er gab mir das Papier und den Bleiſtift in die Hand und (ich) ſchrieb das, was mir der Mann gelernt hatte, und dieſes war mein Namen geweſen, welches ich nicht gewußt habe, was ich geſchrieben hatte. Als ich mit dem Schreiben fertig war, ſagte ich: „J möcht ah ſöchäna Reiter wern, wie Vater is,“ damit ſagte ich, jetzt ſoll er mir die Pferde geben. Er ſagte wohl etwas mit einer ſtarken Stimme, welches ich nicht verſtanden habe, und nahm das Papier und ging fort.

Der Gefängnißwärter kam wieder, öffnete die Thür, und übergab mich einem Polizeiſoldaten, der mich auf die Polizei zu einem Beamten führte; dieſer fragte mich ſehr vieles, welches ich ihm aber nicht beantworten konnte, als mit meinen bisher gelernten Wörtern: „J möcht a ſöchäua Reiter wern u. ſ. w.“

Da er mich nicht verſtand, und aus meinen Antworten nichts vernehmen konnte, wurde er ſehr böſe, und drohte mir, als wollte er mich ſchlagen laſſen; ich ſtand ganz ſtille, und wußte nicht, was mit mir weiter geſchehen würde. Der Beamte befahl hierauf, mich wieder auf den Thurm zu führen, und trug dem Gefangenwärter auf, bis auf weitern Befehl mich ſtrenge zu beobachten. Derſelbe nahm mich zu ſich, und gab mir ein kleines Stübchen, ließ mich mit ſeinen Kindern ſpielen, von welchen mir der 11jährige Sohn Julius ſprechen und ſchreiben lernte. Das Sprechen fiel mir ſehr hart, ich verſtand ihn wohl, konnte aber nicht alles ausſprechen. — Bald darauf kamen viele Menſchen und beſuchten mich, brachten auch verſchiedene Sachen, die mich ſehr erfreuten; insbeſondere freuten

mich zwei Roſſe, die man mir ſchenkte, weil ich glaubte, bald wieder zu dem Manne zu kommen, wo ich immer war, und es mir beſſer ging, weil ich dort keine Schmerzen fühlte. —

Hier ſprachen die Leute ſo ſtark, daß mir den ganzen Tag mein Kopf wehe that, und ſie mich ganz verwirrt machten.

Bald darauf beſuchte mich auch Herr Profeſſor Daumer. Dieſer ſprach ganz anders mit mir, als die mich früher Beſuchenden; er lernte mir ſchreiben und zeichnen, welches mich ſo erfreute, daß ich alle meine Spielereien vergaß. Da er nun ſah, daß ich ſo große Freude hierüber hatte, nahm er mich ganz zu ſich, wo es mir beſſer ging als auf dem Thurm. —

Kaspar Hauſers Geſundheit wurde unter ſorgfältiger Pflege der würdigen Daumerſchen Familie bei zweckmäſſiger Leibesbewegung und angemeſſener Beſchäftigung vollkommen wieder hergeſtellt; er machte große Fortſchritte in allen möglichen Kenntniſſen, insbeſondere aber im Schreiben, und brachte es im Letzteren bald ſo weit, daß er ungefähr im Sommer 1829 es unternehmen konnte, dem Verlangen ſeiner Vorgeſetzten entſprechend, die Erinnerungen ſeines Lebens in einen ſchriftlichen Aufſatz zu bringen. Dieſen erſten Verſuch eigner Darſtellung ſeiner Gedanken, ſo gewiß er nur als Urkunde ſeiner lange zurückgehaltenen Bildung und der Dürftigkeit und Ungelenkigkeit ſeines noch ganz kinderhaften Geiſtes gelten konnte, betrachtete gleichwohl er ſelbſt mit den Augen eines jungen Autors, der ſein erſtes Federprodukt aus der Preſſe hervorgehen ſieht. In ſeinem Schriftſtellerkitzel wurde die ſogenannte Lebens-

beſchreibung den ihn beſuchenden Einheimiſchen und Fremden vorgezeigt, und bald erzählte man ſogar in mehreren öffentlichen Blättern — Kaspar Hauſer arbeite an ſeiner Lebensbeſchreibung. Sehr wahrſcheinlich, daß gerade dieſes Gerücht die Kataſtrophe herbeiführte, die bald nachher im Oktober desſelben Jahres (1829) ſeinem kurzen Leben ein tragiſches Ende zu bereiten die Abſicht hatte.

Daß er ſchon als Kind aus wichtigen Gründen auf die Seite geſchafft werden mußte, unterliegt keinem Zweifel, und deswegen wurde er von väterlicher Seite dem Burſchen, der ſein (des Vaters) Bedienter war, zum Wegſchaffen übergeben, damit nämlich nicht entdeckt würde, wem das Kind gehöre. Der Vater wußte anfangs wohl, daß es in ein unterirdiſches Behältniß eingeſperrt worden war, die Mutter wußte aber nichts davon! und da ſich in ſo langer Zeit nichts gezeigt oder gemeldet hatte, ſo hielt man ſich für verſichert, daß das Kind entweder todt, oder durch den Burſchen gut verſorgt worden ſey. —

Als aber auf einmal durch Kaspar Hauſers ſonderbares Erſcheinen ein ſolcher Lärm entſtand, ſo viel geſprochen und geſchrieben wurde, ſein Alter und verſchiedene andere Merkmale ſeiner Familie aufgefallen waren, ſo erwachte ihre Aufmerkſamkeit und Beſorgniß, daß jetzt erſt eine Sache, die ſie ſchon längſt als erloſchen betrachtet hatten, durch ſein plötzliches Auftreten ans Licht gebracht werden könnte. —

Der unbekannte Findling gewann ſich menſchliche Theilnahme, wurde Gegenſtand öffentlicher, allgemeiner Aufmerkſamkeit; die Tagblätter füllten ſich mit Nach-

richten und Nachfragen über den räthſelhaften jungen Mann, erſt ein Adoptivkind Nürnbergs, wofür ihn der Magiſtrat dieſer Stadt in ſeiner öffentlichen Bekanntmachung erklärt hatte, wird er endlich ſogar das Kind Europas. Man ſpricht aller Orten von Kaspars geiſtiger Entwicklung, man erzählt dem Publikum Wunder von ſeinen Fortſchritten und — nun ſchreibt ſogar dieſer Halbmenſch ſeine Lebensbeſchreibung! Wer ſein Leben beſchreibt, muß von ſeinem Leben etwas zu erzählen wiſſen; es mußte daher denen, die alle Urſache hatten, in der Dunkelheit zu bleiben, welche ſie um ſich ſelbſt und die zu ihnen führenden Spuren gezogen hatten, bei der Nachricht von einer Biographie Kaspars etwas eng um die Bruſt werden. Der Plan, den armen Kaspar in den Wellen der ihm fremden Welt lebendig zu begraben, war vereitelt; und nun erſt wurde, wie die geheimen Verbrecher glauben mochten, Kaspars Ermordung für ſie eine Art von Nothwehr. —

Hauſer war nichts weniger als ſicherlich verwahrt; denn der Zutritt zu ihm war im Daumerſchen Hauſe, wenn gleich nicht jedem Einheimiſchen, aber doch jedem Fremden unverweigert; und daher hat der Mann, der ihn nach Nürnberg brachte, ſehr leicht alle Schlupfwinkel in dieſem Hauſe erforſchen und unterſuchen können, um ſein Mordvorhaben an Kaspar um ſo gewiſſer auszuführen. Daß niemand anderer als dieſer Burſche der Mörder desſelben war, ergibt ſich aus manchen ſeiner nachfolgenden Unternehmungen. —

Hauſer lebte nun in dieſer Zeit zu Nürnberg zwar beſchäftiget, aber froh und ſorglos fort, und war von Fremden nicht mehr ſo ſehr beläſtiget, dagegen von

den Nürnbergern unendlich geliebt. Auch konnte Niemand glauben, daß es noch Jemanden gäbe, welcher nach ſeinem Leben ſtrebte; daher er auch ohne alle Furcht und ohne alle Begleitung ſeine Gönner und Bekannte beſuchte, wie er auch allein in die Lehrſtunden ging, welche er außer dem Hauſe hatte. Eben auch im Daumerſchen Hauſe ſetzte man keinen Verdacht in die fremden Beſuche, welches folgendes Beiſpiel genau beweiſet.

Ohngefähr 3 Wochen vor dem Mordverſuche kam Herr Dr. Schedel aus Peſth in das Daumerſche Haus, wo ihm Kaspar auf dem Hausplatze begegnete, und ihn fragte, was er wünſche. — Dieſer äußerte, er möchte Herrn Profeſſor Daumer ſprechen.

Kaspar erwiederte: Herr Profeſſor Daumer iſt krank, und kann Niemanden ſprechen, wollten Sie mir aber Ihr Begehren mittheilen, ſo werde ich hineingehen und es ausrichten. Dr. Schedel äußerte, er wolle Herrn Profeſſor erſuchen, den Kaspar Hauſer ſprechen zu dürfen. — O! dieſes Begehren iſt ſchon erfüllt, Kaspar ſteht vor Ihnen.

Er bat Herrn Doktor mit ihm auf ſein Zimmer zu kommen, wo ſich dieſer mit ihm über eine halbe Stunde allein unterhielt, ohne von irgend Jemand im Hauſe geſehen worden zu ſeyn. — Er beſchreibt ganz genau die Oertlichkeit des Daumerſchen Hauſes, und geſteht, daß er hiedurch für die Sicherheit Hauſers beſorgt worden ſey; dieſen Bericht, geſchrieben zu Berlin 3 Wochen nach dem Mordverſuche, hatte er in den Peſther Zeitungen bekannt machen laſſen. —

Schon einige Wochen vor dem Mordverſuche bekam Hauſer einige Ahnungen und Träume, wovon er nachſtehenden Traum auf Daumers Befehl niederſchrieb:

„Am zweiten Auguſt Nachts im Jahre 1829 hatte ich einen Traum, als hätte ich wirklich einen Mann geſehen, er hatte ein weißes Tuch um den Leib hängen, ſeine Hände und Füſſe waren bloß, und wunderſchön hatte er ausgeſehen, dann reichte er mir die Hand mit etwas, das einem Kranze gleicht, dann ſagte er, ich ſoll ihn nehmen, darauf gab er mir Antwort, in vierzehn Tagen mußt du ſterben, dann gab ich ihm zur Antwort, ich mag noch nicht ſterben, weil ich nicht lange auf der Welt bin, und nahm den Kranz nicht, als er mir zur Antwort gibt, es iſt deſto beſſer. Dann ſtund er eine Zeit lang vor mir; als ich den Kranz nicht nahm, ging er rückwärts gegen den Tiſch zu, legte ihn auf den Tiſch, ſobald er ihn auf den Tiſch gelegt hatte, ſtund ich auf, und als ich näher kam, hatte er einen herrlichen Glanz bekommen. Dann nahm ich ihn, und ging auf mein Bett zu, als ich näher dem Bette zukam, bekam er immer einen ſtärkern Glanz, dann ſagte ich: ich will ſterben, dann war er fort, ich wollte in das Bett hineinſteigen, dann wurde ich wach.“ —

Es ſcheint bemerkenswerth zu ſeyn, daß am 1. Auguſt 1829, folglich einen Tag vorher als Kaspar Hauſer dieſen Traum hatte, ein Mitglied aus ſeiner Familie von mütterlicher Seite nebſt einem guten Freunde zum erſtenmale in Nürnberg angekommen war, welche beide Perſonen die wichtigſte Rolle in Kaspars Geſchichte bis an ſein trauriges Ende geſpielt haben.

Seit dieſem Traume befiel Hauſer zuweilen, wenn er aus dem Hauſe oder hinein ging, eine Aengſtlichkeit, welche er ſich aber nicht zu erklären wußte, und dieſe währte bis zu der Woche des Mordverſuches. Ueber dieſe merkwürdige Ahnung, die ihn in den dem Mordverſuch vorausgegangenen Tagen befiel, äußerte ſich zwar Kaspar erſt nach dem Vorfall mit Beſtimmtheit, weil er, was wegen ſeiner großen Zaghaftigkeit nicht ſelten geſchehen war, vielleicht verlacht zu werden fürchtete, und ſeine Empfindlichkeit gegen Spott und Lächerlichwerden ſo groß war, daß er aus Furcht vor dieſem jede andere Furcht zu unterdrücken oder zu verbergen ſuchte. Doch iſt aus den über Hauſer noch vor dem Mordverſuch niedergeſchriebenen Bemerkungen erſichtlich, daß er in jenen Tagen an einer erhöhten krankhaften Reizbarkeit und Empfindlichkeit gelitten habe, und in allerlei Unwohlſeyn geworfen wurde, wogegen die bei ihm ſonſt immer ſehr wirkſamen Mittel den gewohnten Erfolg nicht hatten, oder ohne zu nützen ihn nur mehr aufreizten.

Hauſers nach dem Mordverſuch gemachten beſtimmten Angaben zufolge fing die Ahnung am Montag und Dienſtag vor dem Sonnabend, an welchem die That geſchah, ſich zu regen an, und trat am Mittwoch mit voller Beſtimmtheit ein. Es befiel ihn des Morgens Angſt und Froſtſchauder mit der Vorſtellung verbunden, es werde Jemand kommen, und ihn umbringen. Dieſes Gefühl hatte er 4 Tage lang bis zur Begebenheit, und wenn es ihn auf eine Zeit lang verließ, ſo kam es doch nach einer halben oder ganzen Stunde wieder. War er allein im Zimmer, ſo kam

es ihm vor, als ſey ein (unbeſtimmter) Mann darin, auf der Straſſe, als gehe ihm ein Mann nach, nach welchem er ſich auch umſah.

Am Sonnabend Vormittags vor der That war das Gefühl am ſtärkſten. Es befiel ihn mitten auf dem Markte unter vielen Menſchen Froſtſchauer und Vorſtellung von Ermordung, die heute oder morgen an ihm geſchehen werde, ſo, daß er ſeine Begleiterin, eine Perſon aus Profeſſor Daumers Hauſe, ohne ihr jedoch einen Grund anzugeben, antrieb nach Hauſe zu gehen. Er hatte beſtimmt die Vorſtellung vom Erſchlagenwerden (nicht z. B. vom Erſtochenwerden). Die Vorſtellung, daß er in ſeiner Wohnung ermordet werden ſolle, hatte er auch nicht, er fühlte nur im Allgemeinen Angſt vor Ermordung. Bis zum Sonnabend war es mit jedem Tage ärger; gleich als er an dieſem Tage aufwachte, befiel es ihn mit der größten Stärke, und höchſt ſchmerzhaft wurde ein grauendes Gefühl in der Bruſt.

Nicht lange vor der Begebenheit klagte er Unwohlſeyn, und bat um Erlaß einer Lehrſtunde, die er außer dem Hauſe zu nehmen hatte, dabei ſagte er, es ſey ihm ſo heiß, und griff mit der Hand nach dem Kopfe. Herr Profeſſor Daumer ſchrieb dieß einer andern Urſache zu; es war aber wohl nichts anders als die unbekannte Aengſtlichkeit, die ihm das Blut in den Kopf trieb. Es könne ſich Niemand vorſtellen, erzählte Kaspar nachher, wie ihm da geweſen ſey. Als Daumer fragte, ob es bis zur Zeit des Mordanfalls an dieſem Morgen gleich geblieben oder geſtiegen ſey, antwortete er: damals habe es nicht ärger werden können. Wahrſcheinlich war es die ſich aufs höchſte ſpannende Angſt,

die ihn zu ungewöhnlicher Zeit zu Stuhle trieb, als ihm der Mörder in Erwartung, daß Hauſer wie gewöhnlich um dieſe Stunde ausgehen würde, auflauerte, wodurch es kam, daß die Begebenheit am Abtritt vorfiel. Als er den Unbekannten herauſchleichen hörte, hatte er zwar nicht das beſtimmte Bewußtſeyn, daß es der Mörder ſey, doch, ſagte er, ſey es ihm „ganz dumm" geworden. Jenes Angſtgefühl ſcheint bei näherrückender Gefahr in eine Art von Betäubung übergegangen zu ſeyn.

Kaspar pflegte Vormittags von 11 bis 12 Uhr außer dem Hauſe eine Rechnungsſtunde zu beſuchen. Aber am Sonnabend den 17. Oktober blieb derſelbe, weil er ſich unwohl fühlte, auf Geheiß ſeines Erziehers zu Hauſe. —

Profeſſor Daumer machte um dieſe Zeit einen Spaziergang, und außer Kaspar, den man auf ſeinem Zimmer wußte, blieb Niemand in der Daumerſchen Wohnung zurück, als Daumers Mutter und deſſen Schweſter, welche um dieſe Zeit mit Reinigung des Hauſes beſchäftiget waren. Das Haus, in welchem Kaspar bei Daumer wohnte, liegt in einem entfernten, wenig beſuchten Theile der Stadt auf einem außerordentlich großen, kaum überſehbaren öden Platze. Das Haus, nach alter Nürnberger-Bauart, äußerſt unregelmäſſig gebaut, voll Ecken und Winkel, beſteht aus einem Vordergebäude, welches der Hausherr bewohnte, und einem Hintergebäude, in welchem die Daumerſche Familie ihre Wohnung hatte. Eine eigene Hausthüre führt über einen den Hofraum von 2 Seiten einſchließenden Gang zur Treppe des Daumerſchen Quartiers, und auf jenem Gang iſt nebſt einem Holzſtall, Geflügel-

raum und andern ähnlichen Behältniſſen dicht unter einer Wendeltreppe in einem Winkel ein ſehr niedriger, ſchmaler, enger Abtritt. Der ohnehin kleine Raum, in welchem ſich der Abtritt befindet, war durch eine davorſtehende ſpaniſche Wand noch mehr beengt.

So oft Kaspar dieſes heimliche Gemach beſuchen wollte, legte er nach ſeiner Gewohnheit aus Reinlichkeitsliebe immer erſt Rock und Weſte auf ſeinem Zimmer ab, und ging ſo, bis auf die Hoſen entkleidet, im bloßen Hemd mit nacktem Hals auf jenes Gemach.

Noch iſt zu bemerken, daß, wer auf dem ſo eben bezeichneten Gang zu ebener Erde allenfalls in der Nähe der Holzkammer ſich befindet, ſehr gut beobachten kann, wer von der Treppe herabkommt, und auf den Abtritt geht.

Als gegen 12 Uhr des obenbemerkten Tages die Schweſter des Profeſſors Daumer mit Fegen der Wohnung beſchäftiget war, wurde ſie auf der Treppe, die von dem erſten Stockwerk nach dem Hofe führt, mehrere Blutflecken und blutige Fußſpuren gewahr, die ſie ſogleich aufwiſchte, ohne ſich dabei etwas Arges zu denken; ſie meinte, Kaspar möge auf der Treppe aus der Naſe geblutet haben, und ging auf deſſen Zimmer, um ihn darüber zur Rede zu ſtellen. Sie fand Kaspar nicht, wohl aber bemerkte ſie in der Stube nahe an der Thüre ebenfalls ein Paar blutige Fußtritte. Nachdem ſie wieder die Treppe herabgegangen war, um auch den obenbezeichneten Gang im Hofe zu fegen, fielen ihr abermals einzelne Blutſpuren auf dem Steinpflaſter dieſes Ganges in die Augen. Sie kam bis zum Abtritt, und hier lag ein ganz dicker Haufen ge-

ſtockten Blutes, das ſie der eben herbeikommenden Tochter des Hausherrn zeigte, welche meinte, es ſey dieſes Blut von einer Katze, welche hier ihre Jungen geworfen habe. Daumers Schweſter, welche dieſes Blut ſogleich hinwegſchwemmte, war nun um ſo mehr in der Meinung beſtärkt, Hauſer habe die Unreinlichkeit auf der Treppe gemacht; er müſſe in dieſe Blutlacke getreten ſeyn, und beim Hinaufgehen ſeine Füſſe nicht zuvor gereiniget haben.

Es war bereits 12 Uhr vorüber, der Tiſch war gedeckt, und Kaspar, der ſonſt immer um dieſe Stunde pünktlich zum Eſſen kam, blieb dießmal aus. Die Mutter des Profeſſors Daumer ging daher aus ihrem Zimmer herab, um Kaspar zu rufen, fand ihn aber auf ſeiner Stube eben ſo wenig, als zuvor ihre Tochter. Frau Daumer ſah an der Wand ſeinen Rock hängen, und auf dem Klavier ſeine Chemiſette, Halsbinde und Weſte. Sie ſchloß hieraus für gewiß, Kaspar müſſe auf dem heimlichen Gemach ſich befinden, ging herab, ihn hier zu ſuchen, fand ihn auch hier nicht, und wollte ſich wieder hinauf in ihr Zimmer begeben, als ihr eine Näſſe auf der Kellerthür auffiel, die ihr wie Blut vorkam. Schlimmes ahnend hob ſie die Kellerthür auf, bemerkte auf allen Kellerſtufen theils Blutstropfen, theils größere Blutsflecken, ſtieg nun bis zur unterſten Stufe hinab, und ſah von hier aus in dem von Waſſer angefüllten Keller in einem Winkel etwas Weißes aus der Ferne ſchimmern. Frau Daumer eilte zurück, und forderte die Magd des Hausherrn auf, mit einem Licht in den Keller zu gehen, um nachzuſehen, was darin weißes liege. Kaum hatte

dieſe auf den bezeichneten Gegenſtand hingeleuchtet, ſo rief ſie: „da liegt der Kaspar todt.“ —

Die Magd und der Sohn des Hausherrn, der indeſſen ebenfalls herbeigekommen war, hoben nun Kaspar, der kein Lebenszeichen von ſich gab, und deſſen todtenbleiches Geſicht mit Blut bedeckt war, vom Boden auf, und trugen ihn aus dem Keller. Oben angekommen gab er durch ein gewaltiges Stöhnen das erſte Lebenszeichen, dann rief er mit dumpfer Stimme: „Mann! Mann!“ Er wurde ſogleich in das Bett gebracht, wo er mit geſchloſſenen Augen von Zeit zu Zeit folgende abgebrochene Worte und Sätze bald ſchrie, bald vor ſich hin murmelte: „Mutter! — Profeſſor erzählen — Abtritt — Mann ſchlagen — ſchwarzer Mann, wie Küchen — Mutter ſagen — nit finden — mein Zimmer — in den Keller verſtecken.“ Es überfiel ihn hierauf ein gewaltiger Fieberfroſt, der bald in heftigere Paroxismen, endlich in völlige Tobſucht überging, in welcher einige ſtarke Männer Mühe hatten, ihn zu halten. Beinahe 48 Stunden befand er ſich im Zuſtand vollkommener Geiſtesabweſenheit. In ſeinen Delirien während der Nacht ſprach er von Zeit zu Zeit folgende abgebrochene Sätze vor ſich hin:

Herrn Bürgermeiſter ſagen, — Nicht einſperren! — Mann weg! — Mann kommt! — Glocke weg! — Ich nach Fürth herunterreiten, — Nicht nach Erlangen in Wallfiſch — Nicht umbringen, nicht Mund zuhalten, nicht ſterben! — Meine Nothdurft verrichten, nicht umbringen! — Hauſer wo geweſen, nicht nach Fürth heute, nicht mehr fort; ſchon Kopfweh. — Nicht nach Erlangen im Wallfiſch! — Der Mann mich umbringen, —

Weg, nicht umbringen! Ich alle Menſchen lieb; Niemand nichts than. — Frau Bürgermeiſterin helfen! Mann dich auch lieb, nicht umbringen; — Warum Mann mich umbringen? ich auch gerne lebe. — Warum du mich umbringen! ich doch bitten, daß du nicht eingeſperrt wirſt. — Haſt mich niemals herausgethan aus meinem Gefängniß, du mich gar umbringen? — Du mich zuerſt umgebracht, ehe ich verſtanden, was Leben iſt. — Du mußt ſagen, warum mich eingeſperrt haſt gehabt u. ſ. w.

Die meiſten dieſer Sätze wiederholte er ſehr oft unordentlich durcheinander. —

Die von dem Unterſuchungsgericht — dem die Polizeibehörde endlich jetzt die Behandlung der Hauſerſchen Angelegenheit überlaſſen hatte — unter Zuziehung des Stadtgerichts-Phyſikus am 20. Oktober vorgenommene Beſichtigung Hauſers gewährte folgendes Ergebniß:

Man fand die Stirne des im Bette liegenden Hauſer in der Mitte durch eine ſcharfe Wunde verletzt, über deren Entſtehung der Gerichtsarzt Folgendes äußerte: „Was die Entſtehung der Wunde betrifft, ſo iſt ſolche unverkennbar mit einem ſehr ſchneidenden Inſtrumente mittels Hieb oder Stoß dem Hauſer beigebracht worden. Die ſcharfen Ränder der Wunde ſprechen für die ſcharfe Schneide des Inſtruments; das gleiche Auslaufen der Wunde bezeichnet deren Entſtehung durch Hieb oder Stoß, weil, wenn die Wunde rein geſchnitten worden wäre, Anfang und Ende ſeichter und ſchmäler, die Mitte aber tiefer und eben darum klaffender

erſcheinen müßte. Am wahrſcheinlichſten iſt aber ihre Entſtehung mittels Hieb, weil beim Stoß mehr Quetſchung der zunächſt anliegenden Theile bemerkt worden wäre ꝛc. ꝛc.

Die Wunde war, wie der Arzt erklärte, an und für ſich unbedeutend, und hätte an jeder andern Perſon leicht in 6 Tagen geheilt werden können. Allein bei Kaspars höchſt reizbarem Nervenſyſtem war er erſt nach 22 Tagen von den Folgen der Verwundung geneſen. —

Was die Art der Verwundung betrifft, ſo glauben mehrere, der Meinung des Gerichtsarztes nicht beipflichten zu dürfen, ſondern daß die Wunde Hauſers weder durch Hieb noch Stoß, weder mit einem Säbel, noch mit einem Beil, noch mit einem Meiſel, noch mit einem gewöhnlichen zum Schneiden beſtimmten Meſſer, ſondern mit einem ſcharf ſchneidenden bekannten Werkzeuge (Raſſiermeſſer) zugefügt worden, und daß es bei dieſer Verwundung nicht auf die Stirne, ſondern auf den Hals abgeſehen geweſen, welcher aber — weil Kaspar bei Erblickung des Mannes und der nach ſeinem Hals ſich plötzlich ausſtreckenden bewehrten Fauſt inſtinktmäſſig mit dem Kopfe ſich bückte, — vom Kinn bedeckt, den Streich von ſich hinweg zur Stirne hinauf leitete. — Der Thäter konnte, da Kaspar ſogleich blutend zuſammenſtürzte, ſein Werk für gelungen halten, und durfte auch, da er vermöge der Beſchaffenheit des Orts jeden Augenblick befürchten mußte, von irgend Jemand getroffen zu werden, nicht länger bei ſeinem Opfer verweilen, um nachzuſehen, ob Alles recht gelungen ſey, und falls es nicht gelungen wäre, das Un-

vollendete zu vollbringen. So kam Kaspar mit ſeiner Stirnwunde davon. —

Kaspar erzählte das Ereigniß im Weſentlichen wie folgt:

„Am 17ten“ hatte ich die Rechnungsſtunde, die ich täglich bei Herrn E. von 11 bis 12 Uhr zu beſuchen pflegte, ausſetzen müſſen. Ich hatte nämlich eine Stunde zuvor, als ich Herrn Dr. Preu beſucht hatte, von dieſem eine welſche Nuß erhalten, und fühlte mich darauf, obgleich ich kaum den 4ten Theil davon genoſſen hatte, höchſt unwohl. Herr Profeſſor Daumer, den ich hievon in Kenntniß geſetzt hatte, befahl mir, dieſesmal meine gewöhnliche Stunde nicht zu beſuchen, ſondern zu Hauſe zu bleiben. Herr Profeſſor Daumer ging aus; ich verfügte mich auf meine Stube.

Ich wollte mich mit Schreiben etwas beſchäftigen; aber Leibesſchmerzen verhinderten mich daran und ein natürliches Bedürfniß nöthigte mich auf den Abtritt zu gehen. Wegen Leibreißens mußte ich mich länger als eine halbe Viertelſtunde auf dem Abtritt aufhalten, wo ich zuletzt von der untern Holzkammer her ein Geräuſch vernahm, demjenigen ähnlich, welches mit der Eröffnung dieſer Thüre gewöhnlich verbunden und mir wohl bekannt iſt. Auch nahm ich vom Abtritt aus einen leiſen Ton der Hausthürglocke wahr, welcher mir jedoch nicht vom Anſchellen, ſondern von unmittelbarer Berührung der Glocke ſelbſt herzurühren ſchien. Gleich nachher hörte ich leiſe Fußtritte vom untern Gang her und zugleich ſah ich durch den Raum zwiſchen der vor dem Abtritt befindlichen Tapete (ſpaniſchen Wand) und der Stiege ſelbſt, daß eine Mannsperſon aus dem

Gang daher ſchlich. Ich bemerkte den ganz ſchwarzen Kopf der Mannsperſon und meinte, es ſey der Schlotfeger. Ich verweilte noch einen Augenblick auf dem Abtritt, um vom Schlotfeger nicht gerade im Aufſtehen bemerkt zu werden. Als ich aber hierauf mich vom Sitze des Abtritts aufrichtete (und meinen Kopf, während ich meine Beinkleider wieder aufziehen wollte, aus dem engen Abtritt etwas hervorſtreckte) ſtand plötzlich der ſchwarze Mann vor mir und gab mir einen Schlag auf den Kopf, in Folge deſſen ich ſogleich mit dem ganzen Körper auf den Boden vor dem Abtritt niederfiel. (Nun folgt die Beſchreibung des Mannes, welche nicht wohl mittheilbar iſt.) Vom Geſicht und von den Haaren dieſes Mannes konnte ich gar nichts wahrnehmen; denn er war verſchleiert, und zwar, wie ich glaube, mit einem über den ganzen Kopf gezogenen ſchwarzen, ſeidenen Tuche.“ —

„Nachdem ich geraume Zeit bewußtlos gelegen ſeyn muß, kam ich endlich wieder zu mir, ſpürte etwas Warmes mir über das Geſicht laufen und griff nach der Stirn mit beiden Händen, die hierauf blutig wurden.“

„Erſchreckt hierüber wollte ich zur Mutter hinauf, kam aber in der Verwirrung und Angſt (denn ich fürchtete immer, der Mann, der mich geſchlagen, ſey noch im Haus und werde zum zweitenmal über mich kommen) ſtatt zur Thüre der Mutter an den Kleiderſchrank vor meiner Stube. Hier verging mir das Geſicht, und ich ſuchte mich durch Anhalten mit der Hand am Schranke aufrecht zu erhalten. Als ich mich erholt hatte, wollte ich abermals zur Mutter hinauf, kam

aber in weiterer Verirrung ſtatt die Treppe hinauf die Treppe herab und befand mich zu meinem Entſetzen wieder unten im Gang. Als ich die Kellerthür erblickte, gab mir die Angſt den Gedanken ein, mich im Keller zu verſtecken. Die Fallthüre des Kellers war zu. Wie ich die Kraft erlangt habe, die ſchwere Fallthür aufzuheben, iſt mir bis zur Stunde unbegreiflich. Gleichwohl that ich es und ſchlüpfte in den Keller hinein.“

„Durch das im Keller befindliche kalte Waſſer, in das ich hinein mußte, kam ich zu beſſerem Bewußtſeyn, ich bemerkte einen trockenen Fleck auf dem Boden des Kellers und ließ mich daſelbſt nieder. Ich hatte mich kaum niedergelaſſen, als ich 12 Uhr läuten hörte, da dachte ich bei mir, nun biſt du hier ſo ganz verlaſſen, es wird dich hier Niemand finden, und du wirſt hier umkommen. — Dieſer Gedanke füllte meine Augen mit Thränen, bis mich Erbrechen überfiel, und ich hierauf das Bewußtſeyn verlor. Als ich mein Bewußtſeyn wieder erlangt hatte, fand ich mich in meiner Stube auf dem Bette und die Mutter neben mir.“ —

Hauſer brachte 2 Tage theils bewußtlos theils in einem ſolchen Delirium zu, daß er blos unartikulirte Laute des Schreckens und der Angſt ausſtieß. Erſt am 3ten Tage kehrte ſeine Beſinnung ſo weit zurück, daß man ein Verhör mit ihm vornehmen konnte, dem der Präſident des Appellationsgerichts in Ansbach, Herr von Feuerbach, beiwohnte. Dem Hauſer war es unmöglich, das Aeußere ſeines Mörders zu beſchreiben, er gab blos an, daß ſein Kopf in einem ſchwarzen Tuche eingehüllt war, und er lederne Handſchuhe trug. —

Mit Recht nahm dieſer Vorfall die ausgezeichnetſte Thätigkeit der Juſtiz- und Polizeibehörden in Anſpruch, und es wurde keine Mühe geſpart, dem verborgenen Thäter auf die Spur zu kommen.

Bald ergaben ſich auch mehrere Spuren, des Thäters nachweiſende Anzeigungen. Dahin gehört z. B. daß an demſelben Tage, in derſelben Stunde, wo die That geſchehen, der von Kaspar beſchriebene Mann geſehen worden iſt, wie er aus dem Daumerſchen Hauſe ſich wieder entfernte; daß um dieſelbe Zeit dieſelbe von Kaspar beſchriebene, wohlgekleidete Perſon geſehen worden iſt, wie ſie nicht ſehr weit vom Daumerſchen Hauſe in den auf der Straſſe ſtehenden Waſſerkufen ſich die (wahrſcheinlich blutigen) Hände gewaſchen hat, und daß ungefähr 4 oder 5 Tage nach der That ein eleganter Herr ſich vor den Thoren der Stadt zu einer gemeinen, eben nach der Stadt gehenden Frau geſellt, ſich bei dieſer angelegentlich nach dem Leben oder Tod des verwundeten Hauſer erkundigt hat, dann mit dieſer Frau bis unter das Thor gegangen iſt, wo ein die Verwundung Hauſers betreffender magiſtratiſcher Anſchlag zu leſen war, und nachdem er ihn geleſen, ohne die Stadt zu betreten, ſich auf höchſt verdächtige Weiſe wieder entfernt hat u. ſ. w.

Den 22. Oktober, alſo den 5ten Tag nach der Verwundung Kaspars kam Lord Stanhope zum erſtenmal in Nürnberg an, wo er ſich einige Tage aufhielt.

Tags darauf (den 23ten) kamen auch die früher erwähnten beiden Kavaliere in Nürnberg an, und ſtiegen in dem nämlichen Gaſthauſe ab, das Stanhope bezogen hatte.

Nach allen ſpätern Begebenheiten zu urtheilen, wurde damals die Verabredung über Hauſers Zukunft getroffen.—

Gleich nach dem mißlungenen Mordverſuch bekam Kaspar 2 Polizeiſoldaten zur Bewachung, welche Tag und Nacht bei ihm waren, und ihn nach ſeiner Wiederherſtellung auf allen ſeinen Wegen begleiteten. Da die Daumerſche Familie ruhig und zurückgezogen in einem entfernten Theile der Stadt lebte, und ſowohl dieſer als auch der Wache die Sache unbequem wurde, ſo wurde Hauſer auf Befehl des Magiſtrats von dort weggenommen und in das Haus des Magiſtratsraths Herrn Kaufmann Bieberbach gebracht, wo er ebenfalls liebevoll aufgenommen und ſehr ſicher bewahrt wurde; doch blieben ſeine beiden Wächter auch hier bei ihm.

Der Zutritt von vornehmen Fremden wurde zwar geſtattet, jedoch nur unter Zuziehung einer Haus- oder Gerichtsperſon. —

Hauſers Wächter hörten, nachdem er einige Monate bei Herrn Bieberbach gelebt hätte, einmal in ſeinem Zimmer einen Schuß fallen und ſahen ihn, als ſie hineinſtürzten, auf dem Boden liegen, ſo daß ſie glaubten, er habe ſich erſchoſſen. In der That hatte er ſich am Kopfe mit einem Kugelſchuſſe aus einer Piſtole verwundet, die an der Wand gehangen und nach ſeiner Angabe losgegangen war, als er beim Herabholen eines Buches einen Stuhl beſtiegen, das Gleichgewicht verloren und das Gewehr angegriffen hatte, um ſich zu halten.

Dieſes war das letzte Ereigniß, welches beim Publikum Beſtürzung verbreitete. —